Ferdinand Stolle's

ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Dritter Band.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.
1855.

Napoleon
in Aegypten.

Historisch-romantisches Gemälde

von

Ferdinand Stolle.

Zweiter Theil.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.
1855.

Erstes Kapitel.

Gleich dem Weltmeere, nach dessen Grenzen das menschliche Auge vergebens umherschaut, dehnt sich die Wüste von Horizont zu Horizont. Wohin der Blick schweift, gähnt eine unergründliche Ewigkeit. Die Begriffe von Farbe und Ton, so wie von Allem, was dem Leben des Menschen einen Reiz verleiht, haben hier ihre Bedeutung verloren. Das todtenstille Schweigen der Wüste steht mit dem todtenbleichen Himmel, dem farblosen Grau der Sandebene vollkommen im Einklange; kein Gegenstand unterbricht dasselbe; nur zuweilen zieht aus den Tiefen Afrika's das Gespenst der Wüste, eine wirbelnde Staubwolke über die nackte Strecke. Es gibt nichts, wo der von tödtender Eintönigkeit ermattete Blick ausruhen kann. Kein Echo tönt die Ferne wieder; Alles verschwimmt und verrinnt in eine graue Ewigkeit.

Mitten im Wüstensande, den Gluten der afrikanischen Sonne preisgegeben, zogen langsam und todesmatt seit anderthalb Tagen zwei Wanderer. Ihre Schritte, je weiter sie sich vorwärts bewegten, wurden immer schwerfälliger, und man sah es den Unglücklichen an, wie sie die letzte Kraft aufboten, um sich aufrecht zu erhalten.

Stumm, die von Hitze gerötheten Augen zur Erde gewandt, zogen sie neben einander dahin; ohne Hoffnung, das Ende der Wüste zu erreichen, da ihnen jede Richtung verloren gegangen war. Bleich, welk, wie das abgelebte Antlitz eines Greises, vom Wüstenstaube umschleiert, neigte sich die Sonne dem Untergange zu. Das war kein Sonnenuntergang, wie er in andern glücklicheren Landen in den Herzen der Menschen erhebende Gefühle erweckt. Während sich dort der Sonnengott, groß und herrlich, im flammenden Gewande, in grüne Wälder oder in blaue, wogende Fluthen bettet, den purpurnen Abendmantel weithin ausbreitend, in dessen erbleichender Schöne der Abendstern hervorglänzt, sinkt die Wüstensonne wie eine abgefallene, verwelkte und vergiftete Frucht hinab; strahlenlos, ohne Glanz und holdseliges Abendroth, gelb, nebelkrank in heißen Wüstensand.

Kaum war die gelbe Scheibe am Horizonte verschwunden, als auch der eine der Wanderer todesmatt zu Boden sank.

„Laß mich hier sterben," sprach er leise, und nach einer Pause fügte er hinzu: „wäre doch der Damascener des Arabers ein paar Zoll tiefer gedrungen, so hatten alle Leiden ein Ende."

„Wie sprichst du wieder," strafte der Andere mit mildem Tone, indem er neben den Begleiter niederkniete, „Gott, der uns so wunderbar vom Tode und aus den Händen der Barbaren rettete, kann auch Mittel und Wege finden, uns aus der Wüste zu erlösen."

„Du verlangst Unmögliches!" sprach der Erstere und barg sein heißes Antlitz in eine Höhle, die er mit der Hand in den Sand gegraben hatte, um etwas Kühlung zu schöpfen.

„Laß erst die Sterne heraufziehen, guter Herr," tröstete der Andere, „ich kenne die Cynosura gar wohl und will mich alsbald zurechtfinden. Der Nil kann nicht weit von hier fließen."

Die beiden Wanderer waren Niemand Anderes, als Camille Renouard und Nurmahal, welche bei dem oben beschriebenen Gefechte schwer verwundet einem der Araber, der auf ein gutes Lösegeld speculirte, in die Hände gefallen und tief in's Land hineingeführt worden waren. Bereits nach einigen Tagen aber war der Araber seiner Gefangenen überdrüssig geworden. Er war eben im Begriff gewesen, Renourd, der gefesselt war, niederzustoßen, als Nurmahal, der sich seiner Bande zu entledigen gewußt hatte, wie ein junger Löwe den Mörder anfiel. Dieser, von solch' unerwartetem Angriff überrascht, verlor das Gleichgewicht und stürzte zu Boden. Nurmahal, der keine andere Rettung sah, tödtete ihn mit demselben Messer, das er auf Camille gezückt hatte, und befreite den Gefesselten, worauf Beide die schleunigste Flucht ergriffen. Man irrte den ersten Tag in Dattel- und Palmenwäldern umher; aber bald war dieser Aufenthalt wegen der umherschwärmenden Araber unsicher. So blieb nichts übrig, als sich in die nahgelegene Wüste zu flüchten, um von hier aus wo möglich das Nilufer wieder zu erreichen.

Bald aber hatten sie hier, wie bereits erwähnt, jegliche Richtung verloren. Der kleine Vorrath von Früchten, den sie mitgenommen, war bald aufgezehrt, und Hitze, Hunger, Durst und Ermattung drangen immer überwältigender auf die Flüchtlinge ein.

Nurmahal bewies eine Ausdauer und eine geistige Kraft, die bewundernswürdig zu nennen war. Obschon auch in seinem Herzen die Hoffnung, das Ende der Wüste zu erreichen, immer schwächer wurde, so ließ er

doch nichts unversucht, was entfernt einen Schimmer von Rettung zeigte.

Kaum war daher die Dämmerung herabgesunken, als sein Auge das große Himmelsgewölbe nach dem Sternbilde des großen Bären durchirrte. Lange mußte Nurmahal vergeblich suchen; erstens war die Atmosphäre selbst während der Nacht vom Nebel und Wüstenstaube nicht ganz frei, und dann hatten auch die Sternbilder eine ganz andere Stellung am Himmel, wie in Europa. Der Orion stand fast im Zenith, während die nördlichen Sternbilder sich nur wenig über dem Horizont erhoben. Die Deichsel des Himmelswagens lag unter dem Gesichtskreise, und nur die äußern beiden Radsterne waren deutlich zu erkennen. Mehr bedurfte Nurmahal nicht, um die Cynosura oder den Polarstern ausfindig zu machen. Dieser Retter der Seefahrer stand nicht gar zu hoch über dem Horizonte und schimmerte nur äußerst schwach durch die staubgeschwängerte Atmosphäre.

Sogleich bemerkte Nurmahal aus der Stellung dieses Sternes, daß sie sich zu weit nach der Rechten, also nach der Tiefe der Wüste gewendet haben. Er theilte seinem zu Boden gesunkenen Begleiter diese Entdeckung mit und tröstete, daß sie morgen gewiß das Nilthal erreichen würden.

Renouard, der unfehlbar größere Geistesstärke bewiesen haben würde, wenn nicht die schweren körperlichen Verletzungen verdüsternd auf sein Gemüth gewirkt hätten, vernahm ziemlich theilnahmlos die Worte des treuen Nurmahal. Er reichte dem tröstenden Knaben die matte Rechte.

„Habe Dank für Deine Liebe," sprach er, „Du hast mir das Leben zu wiederholten Malen gerettet; gleichwohl scheint es dort oben geschrieben zu stehen,

daß ich von hinnen gehe. Ueberlasse mich daher, Du getreue Seele, meinem Schicksale und suche Dich zu retten."

„Wie sprichst Du wieder, guter Herr," rief Nurmahal, indem er Camille's Rechte an seine Brust drückte und mit Thränen bedeckte; „ich Dich verlassen? Nimmermehr. Wenn es nicht anders ist, sterbe ich mit Dir."

„Nein, mein Nurmahal," erwiederte Renouard, „das will Gott nicht; Du hast noch Kräfte genug; die sollst Du benutzen, um Dein Leben zu erhalten. Mir kannst Du hier nicht helfen. D'rum lebe wohl, überlaß mich meinem Schicksal; ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht."

Nurmahal warf sich schluchzend bei seinem Herrn nieder.

„Du darfst nicht sterben!" rief er mit krampfhafter Heftigkeit; „wenige Stunden Ruhe im Schatten der Nacht, und Du wirst Kräfte erhalten, die Wanderung fortzusetzen."

„Wenn ich umkomme im fremden Lande", fuhr Camille fort, „und Du bist so glücklich, unser schönes Frankreich wiederzusehen, so kehre unmittelbar nach Deiner Ankunft im Schlosse Saint Maurice ein, an der Grenze der Dauphiné und Provence im Departement des Drômes gelegen."

„Und was soll ich im Schlosse Saint Maurice?" frug Nurmahal, und seine Stimme zitterte.

„Bringe der Tochter des Herrn von Montreuil, der holdseligen Clemence, meine letzten Grüße und sage ihr, daß ich sie geliebt habe bis zum letzten Hauche meines Lebens."

„Hah!" rief der Knabe und mit einem Tone, der halb erschrocken, halb schmerzensreich klang.

„Was ist Dir?“ frug Camille und hob mühsam sein Haupt empor.

„Mir war,“ antwortete Nurmahal, „als vernähme ich in der Ferne das Brüllen eines Löwen.“

„Du täuschest Dich,“ tröstete Renouard, „es war die Nachtluft, die oft in seltsamen Tönen über die Flächen der Wüste streift.“

„Es ist möglich,“ antwortete der Knabe gefaßter; „doch versuche jetzt, etwas zu schlummern, theurer Herr, es wird Dich wunderbar stärken zur fernern Wanderung; auch ich will mein ermüdet Haupt ein wenig zur Ruhe legen.“

„Thue das, mein Nurmahal,“ sprach Camille, indem er dem Knaben nochmals die Hand reichte, „auf ein frohes Erwachen.“

Er streckte sich mit diesen Worten auf den Wüstensand, der während der Dunkelheit etwas kühler geworden, und entschlummerte mit dem aufrichtigen Wunsche, daß dieser Schlaf in einen sanften Tod übergehen möge.

Auch Nurmahal drückte sein glühendes Antlitz in den Sand und gab sich den Anschein, als schlafe er; doch kaum vernahm sein lauschend Ohr die leisen Athemzüge des Schlummernden, als sich die Gestalt des Knaben wieder emporrichtete und seine Blicke lange auf Renouard ruhten.

„So ist Seraphine wirklich vergessen?“ lispelten seine Lippen, „das Häuschen zu Auteuil, der alte Lindenbaum, Mutter Peril ganz vergessen? Weder im Fiebertraume, obwohl ich die alten Lieder spielte, noch sonstwo hat er ihrer erwähnt.“

Ein gewaltiger Schmerz schien die Brust Nurmahal's zu durchzucken; wiederholt preßte er, wie einst im Krankenzimmer zu Alexandrien, als Camille's Munde

der Name Clemence entbebte, die kleine Hand krampfhaft auf's Herz. Endlich schien sich der innere Kampf zu legen. Ein Thränenstrom brach aus den vertrockneten Augen, die Hände falteten sich inbrünstig zum Gebet, und der Frieden des Himmels sank in die Brust des armen Nurmahal.

„Dein Wille geschehe, Vater im Himmel," sprach er mit frommer Ergebung, „Du mußt es am besten wissen, was Deinem Kinde frommt oder nicht. Nichtsdestoweniger soll mein Beruf entschieden sein. Stärke mich darum, mein himmlischer Vater, heilige mich, erleuchte mich, auf daß ich sein Engel werde."

Nurmahal's Blick fiel jetzt mit innigster Liebe auf Camille, der ununterbrochen ruhig schlummerte.

„Ruhe sanft, Geliebter," sprach leise der Knabe, „sinket herab auf ihn, rosenrothe Träume, und erquicket ihn mit euerm himmlischen Thaue, ich will für ihn nach einer Quelle suchen."

Mit diesen Worten erhob er sich so leise wie möglich, um den Schlafenden nicht zu erwecken, und eilte in die Wüste hinaus, ob es ihm vielleicht gelänge, einen Brunnen ausfindig zu machen.

Rings war tiefe Dunkelheit herabgesunken. Weit und breit herrschte, wie in einem Grabgewölbe, ein brustbeklemmendes Schweigen. Nurmahal's Tritte im Sande waren das einzige Geräusch.

Tief am Südhimmel ging das einsame Kreuz auf, ein Sternbild, welches die Bewohner nördlicher Gegenden nie zu Gesicht bekommen.

Der Knabe ward wunderbar ergriffen, aber zugleich auch wunderbar gestärkt und erhoben, als er zu diesem unbekannten Sternenhimmel aufschaute.

„Wie unbekannt ihr mir seid, ihr fernen Welten," sprach er, „so ist es doch auch mein Vater, der euch

erschaffen; und der euch lenkt in unermessenen Bahnen, wird auch mir, seinem armen Kinde, die Vaterhand nicht entziehen."

Doch wie weit sich auch Nurmahal in die dunkle Wüste wagte, so war sein Suchen nach einer Quelle vergebens. Ermüdet und trostlos kehrte er zu Camille zurück, neben welchen er niedersank und sogleich entschlief.

Wie erschöpft aber der Knabe auch war, so gehörte sein Schlaf und Traum doch nicht zu den erquickenden. Plötzlich fuhr er von einem wüsten Traumbild erschreckt empor. Dichte Finsterniß umgab ihn; die Sterne hatten sich trüb' umzogen und schimmerten fern und bleich durch den Nebel. Camille schlummerte ruhig zur Seite. Da ward die lautlose Stille mit einem Male von einem Ton unterbrochen, der geeignet war, das Blut selbst in den Adern des Beherztesten zu erstarren. Es war das Gebrüll eines Löwen, das sich in weiter Ferne vernehmen ließ. Gleich dem Donner des Himmels rollte die Stimme des Wüstenkönigs in grausenhafter Majestät meilenweit durch die Lüfte. Kaum aber war sie erklungen, als es bald hier und da lebendig wurde. Alle schwächeren Thiere, fern und nah, wurden durch den Ruf ihres Königs aus dem Schlafe geschreckt und eilten flüchtigen Fußes nach entfernten Gegenden. Man vernahm das Traben der Giraffen, Gazellen, Schakals und aller andern Bewohner der Wüste.

Dieses Traben der fliehenden Thiere, die man wegen der Dunkelheit nicht sieht, bringt einen unheimlichen Eindruck hervor. Es hat etwas Geisterhaftes, und selbst der Beherzteste kann sich eines Schauers nicht erwehren. Nurmahal dankte Gott, als das Gebrüll des Löwen, der seine Richtung nach der Tiefe

der Wüste genommen zu haben schien, entfernter klang und die vorige Stille wieder eintrat. Von Neuem sank Schlaf auf die ermüdeten Augenlider, aus welchem der Knabe erst erwachte, als ein kühler Morgenwind über ihn dahinstrich.

Camille war bereits wach und fühlte sich durch die nächtliche Ruhe bedeutend gestärkt. Von Neuem keimte Hoffnung und Lebensmuth in ihm.

Die Wanderer setzten sich wieder in Bewegung. Man schlug diesmal eine andere Richtung ein und wendete sich mehr zur Linken, indem man derjenigen Leitung folgte, welche der Polarstern gegeben hatte. So lange die Morgendämmerung währte, war die Wanderung mit weniger Beschwerlichkeit verbunden; aber kaum stieg die Sonne über die Wüste empor, als die Qualen von Neuem begannen. Die Gluth stieg von Stunde zu Stunde. Bereits lange vor Mittag war weder Camille noch Nurmahal im Stande, weiter vorwärts zu dringen. Man grub sich Höhlen in den Sand, über welche man Kleidungsstücke spannte, um sich einigermaßen vor den Strahlen der gerade über dem Haupte stehenden Sonne zu schützen.

Der letzte Wasservorrath in der kleinen Gummiflasche, welche Nurmahal bei der Flucht mit entführt hatte, ging zu Ende, und noch immer zeigte sich kein Brunnen, kein grünes Blatt, und meilenweit, wo immerhin der Blick verzweifelnd schweifte, sank der Himmel auf das gelbe Sandmeer hernieder.

Viele Stunden waren die Unglücklichen gezwungen, unter dem glühendsten Durste, unausgesetzt auf ein und derselben Stelle zu verbleiben; denn an Weiterwandern in dem Sonnenbrande war nicht zu denken. Stumm, in einem der Verzweiflung nahen, träumerischen Hinbrüten ruhte Jeder in seiner Höhle, die einem glühenden Grabe nicht unähnlich war.

Erst nachdem die Sonne sich dem Untergange zuneigte, gedachte Nurmahal der Weiterreise und vertröstete auf die kühlen Stunden der Nacht. Aber Renouard schien jedem Troste erstorben. Er verharrte in seiner dumpfen Gefühllosigkeit, so daß Nurmahal von Schrecken befallen ward, der Tod könne sich des geliebten Freundes bemächtigen. Vergebens bemühte sich der Knabe, den Halbträumenden zum Reden zu bringen; Camille gab nur wenige unverständliche Worte von sich und versank sogleich wieder in den frühern lethargischen Zustand. In diesem höchsten Drangsal langte Nurmahal die letzte Orange hervor, die er für diese äußerste Noth aufgespart hatte, und reichte sie dem Freunde zur Erquickung. Wirklich verfehlte dieses Labsal auch seine wohlthätige Wirkung nicht. Der Halbohnmächtige erwachte zu neuem Bewußtsein.

Unterdeß war die Sonne gesunken, und die dritte Nacht sank auf den Wüstensand hernieder. Abermals leuchtete am Nordhimmel der wegweisende Polarstern, und am gegenüberliegenden Horizonte stieg das einsame Kreuz des Südens empor. Die Gummiflasche war auf den letzten Tropfen geleert; wenn sich daher morgen das Nilthal nicht zeigte, so war diese Nacht die letzte der Wanderer; denn Nurmahal's Entschluß stand fest, den Tod des innig geliebten Freundes nicht zu überleben.

Noch einmal erhob sich nach eingetretener Dunkelheit der getreue Knabe, und durchkreuzte, von glühendem Durste gepeinigt, die Umgebung des Lagers, einen rettenden Brunnen ausfindig zu machen; es war alles Suchen vergeblich, nirgends einer zu entdecken. Zum Tode ermattet kehrte Nurmahal zu Camille zurück. Er warf sich verzweifelnd zu Boden. Kaum aber hatte er eine Stunde geruht, als ihn die Liebe für den Freund abermals auf die Füße brachte.

„Wenn es Dir irgend möglich ist," sprach er zu Camille, der durch den Genuß der Orange etwas gestärkt worden war, „so wollen wir die Stunden der Nacht benutzen und wieder aufbrechen. Der Polarstern dort wird uns die Richtung nicht verfehlen lassen: hoffentlich, daß wir mit dem Morgen das Nilthal erreichen. Es bedarf sicher nur einer kurzen Strecke, und wir sind gerettet."

Renouard erhob sich, einem Sterbenden gleich, vom Boden, und die Wanderung, obschon sehr langsam, ging wieder vorwärts. Man war gezwungen, häufig Halt zu machen, um neue Kraft zu sammeln. So legte man in der Richtung nach Morgen während der Nacht mehrere Stunden zurück.

Wieder graute der Osten, wieder stieg der Tag empor, dieselbe unermeßliche Einöde. Die beiden Wanderer, um den brennenden Durst zu löschen, waren wiederholt genöthigt, den während der Nacht gefallenen Thau vom Sande aufzufangen. Aber das Verlangen nach Wasser ward hierdurch nur vermehrt, denn jener Thau war, was unfehlbar von den in der Nähe gelegenen Natronseen herrührt, mit Salztheilen so geschwängert, daß er den Durst zu einer wahrhaft qualvollen Höhe trieb.

Wenn dem Sterblichen auf Erden die Sonne als ein Hoffnungsstern, als ein Symbol des neuen Lebens und der Freude aufgeht, so erschien den Wüstenwanderern sie diesmal als ein Bote des Todes. Nur mit Entsetzen schauten ihre Blicke nach Morgen, wo die gelbe Scheibe immer sichtbarer aus Dünsten und Staubgewölken hervortrat.

Bald sanken die Unglücklichen von Neuem zusammen. Die letzte Sonne ihres Lebenstages schien aufgegangen. Unfehlbar beschien ihr Niedergang ihre

Leichen. Noch einmal erhob sich Nurmahal und schwankte durch die Wüste; aber wohin auch der sehnsuchtsvolle Blick schweifte, nirgends ein Brunnen, eine Hoffnung, eine Erlösung.

Die Füße verbrannt vom glühenden Sande, fiel endlich der Knabe auf die Knie und faltete die Hände.

„Dein Wille geschehe, mein Vater im Himmel," betete er ergebungsvoll. „Du willst es nicht mehr, daß wir ferner auf Deiner Erde wandeln; wir sollen bei Dir leben. Empfange unsern Geist in Deinen himmlischen Wohnungen; ich bin bereit, mit meinem Freunde zu sterben."

Noch eine geraume Zeit lag der fromme Nurmahal knieend auf dem Sande und bewegte die Lippen im heißen Gebet.

Aber während er betete und sich Gott immer inniger hingab und die Himmel des Gebets immer beseligender herabsanken — tönte plötzlich ein fernes, wunderbares Rauschen, das, wie von einem leisen Hauche getragen, bald leiser, bald vernehmbarer an sein Ohr schlug.

Nurmahal lauschte eine Zeit lang, wie im Traume, des seltsamen Tones. Er konnte sich lange nicht überzeugen, ob das seltsame Geräusch wirklich aus der Ferne komme oder ob es sich blos in seinem Ohre bilde. Endlich sprang er, von einem Hoffnungsstrahl belebt, auf und eilte, so schnell ihn seine Füße zu tragen vermochten, gegen Morgen, wo er sich nach einiger Zeit von Neuem zur Erde warf, das lauschende Ohr auf den Sand gedrückt. Da rauschte es immer deutlicher, wie ein großer, gewaltiger Strom, der sich befruchtend durch hohe Ufer drängt. Der Gedanke, daß es der ersehnte Nil sein könnte, trieb Freudenthränen in seine Augen, und wie mit magischer Gewalt gezogen eilte er immer weiter gen Morgen.

Plötzlich blieb er stehen, schaute eine Weile unverwandt nach Osten und sank betend zur Erde, die Arme hoch emporgehoben zum glühenden Sonnenhimmel, — ganz am äußersten Horizonte tauchten, auf einer dunkelgrünen Linie, vereinzelte Palmen empor.

Alle überstandenen Leiden vergessend, eilte Nurmahal zu Camille zurück, um diesem die Himmelsbotschaft zu verkünden. Aber vergebens schlugen die belebenden Worte an das Ohr des am Boden Liegenden. Seine Augen hatten sich geschlossen, und die ohnmachtähnliche Erschöpfung war im Begriffe, in den ewigen Schlummer überzugehen.

Nurmahal, welcher im ersten Schrecken seinen Freund schon für gestorben hielt, fiel schreiend an seinem Körper nieder; doch belehrte ihn bald der schwachklopfende Herzschlag, daß noch Leben vorhanden sei. Er rief den Ohnmächtigen mit den zärtlichsten Namen, aber die Augen Renouard's blieben geschlossen. Da zog der Knabe einen Dolch, und sich eine Ader öffnend, ließ er die Purpurperlen seines Blutes dem am Boden Liegenden in den halb geöffneten Mund träufeln.

Gierig sogen die Lippen Camille's die seltene Labung, während Nurmahal mit seligem Lächeln zuschaute, wie sein Blut dahinströmte, um den geliebten Freund zu retten.

So wie Renouard, wunderbar gestärkt, die Augen von Neuem aufschlug, zog der Knabe schnell den Arm zurück und verbarg ihn unter dem Gewande.

„Hast Du eine Quelle gefunden?“ frug Camille mit schwacher Stimme.

„O mehr, mehr!“ jubelte Nurmahal, „wir sind am Ende der Wüste; noch wenige Stunden, und wir sind gerettet.“

Diese Nachricht wirkte auf den zum Tod Ermatteten

so belebend, daß er sich halben Leibes emporrichtete und wie aus einem Traume erwachend umherschaute. Dann zog er einen Ring vom Finger.

„Nimm ihn als Dank für den Labetrunk,“ sprach er, den Goldreif seinem Retter überreichend, „und bewahre ihn zum Andenken an die Wanderung in der Wüste.“

Nurmahal empfing freudezitternd das mit seinem Blute theuer erkaufte Geschenk.

„Dieser Ring soll mich nie wieder verlassen,“ sprach er, indem er ihn an den Goldfinger der kleinen Hand steckte.

Die Wanderer versuchten jetzt, von der Hoffnung auf baldige Rettung gestärkt, trotz des glühenden Sonnenbrandes, ihren Weg durch die Wüste fortzusetzen. Aber sie waren noch nicht weit gekommen, als sie abermals ermattet dahinsanken. Man mußte nochmals die Schatten der Nacht erwarten, ehe man weiter zu wandern vermochte.

Diesmal würden sowohl Camille als Nurmahal dem furchtbaren Klima erlegen sein, wenn nicht die Palmen am Horizonte und das von Zeit zu Zeit daher tönende Rauschen des Nils ihre letzten Kräfte wunderbar gestärkt hätten.

Mit Sonnenuntergange erst war es möglich, dem gelobten Lande zuzupilgern. Aber die letzte Strecke der Wüste ward zur längsten. Man kam nur äußerst langsam vorwärts. Bei aller Anstrengung bedurfte man die ganze Nacht, um das Ende der Wüste zu erreichen. Dafür war der folgende Morgen um so belohnender.

Nicht mehr vom Wüstennebel und Wüstenstaub umschleiert, sondern rein, klar, goldleuchtend stieg die Sonne, nach einer prächtigen Morgenröthe, hinter

Palmenwäldern empor, weit und breit ein irdisches Paradies vergoldend.

Unmittelbar an dem äußersten Wüstensaum grenzte ein dunkelschattender Dattelwald, in dessen kühlem Grunde silberklare Quellen sprudelten und dessen ganze Atmosphäre vom Dufte der Lorbeeren und Orangen, die hier in reicher Menge wuchsen, erfüllt war.

Welche Gefühle wären denjenigen zu vergleichen gewesen, mit welchen die Wanderer nach der glühenden Wüstenreise in das hohe, schwellende Moos, im tiefdunkeln Waldesschatten hinsanken.

Nachdem sie Durst und Hunger gestillt, kehrte ein erquickender Schlummer ein. Das Gemurmel der Quellen lullte sie in Schlaf, aus dem sie erst nach vielen Stunden neugestärkt erwachten.

„Hat uns Gott bis hierher wunderbar beschützt," sprach Nurmahal, „wird er uns ferner seinen Schutz nicht versagen."

Man berieth jetzt, welcher Weg einzuschlagen sei. Aller Wahrscheinlichkeit nach konnte man sich nicht allzuweit von Cairo befinden. So ward beschlossen, dem Nile stromaufwärts zu folgen, aber nur die Nacht zur Reise zu wählen, um nicht von Neuem den Arabern in die Hände zu fallen.

Camille und Nurmahal lebten in ihrer Waldeinsamkeit nach den furchtbaren Strapazen, wie im Paradiese. Rings herrschte tiefe Stille, nur vom Rauschen des heiligen Stroms unterbrochen, der in einiger Entfernung durch's Thal floß. Nirgends war eine menschliche Wohnung zu erblicken, welche hätte besorgen lassen, daß der Frieden dieses schattenreichen Asyls könne gestört werden. Vor Mangel waren sie hinlänglich gesichert, denn überall lauschten die üppigsten Südfrüchte zwischen den Blättern hervor.

Nurmahal, der ein wenig auf Recognoscirung ausgegangen war, kehrte mit der Nachricht zurück, daß weit und breit im Nilthale nirgends ein Dorf, noch sonst eine Wohnung zu erblicken und daß sie vor dem Feinde vollkommen gesichert seien; dem war auch so. Kein lebend Wesen schreckte die Wandrer in ihrer Ruhe, die sie bis zum Sonnenuntergange verlängerten.

Während der folgenden Nacht drang man, ohne daß ein Abenteuer zu bestehen gewesen wäre, eine ziemliche Strecke stromaufwärts. Man passirte selbst mehrere Dörfer, ohne angehalten zu werden. Den nächsten Morgen aber, als die Wanderer hart am Nilufer dahinschritten, bot sich ihnen ein grausenhafter Anblick dar. Vor einem einzeln stehenden Hause, dessen Bewohner wahrscheinlich noch der Ruhe pflogen, sah man ein Dutzend Köpfe auf Lanzen gespießt. An der weißen Gesichtsfarbe erkannte man sogleich, daß diese Köpfe Landsleuten angehört hatten, welche unfehlbar den Arabern in die Hände gefallen und ermordet worden waren.

Nicht ohne Schauder verdoppelten Camille und Nurmahal ihre Schritte, um diesen umheimlichen Ort so schnell wie möglich zu verlassen, und sie erreichten bei lichter werdendem Tage ein dichtes Gehölz, in dessen Schatten sie Schutz suchten.

Die Wanderer hatten indeß nicht lange der Ruhe gepflogen, als ihre Aufmerksamkeit durch ein wildes Geschrei in Anspruch genommen wurde, das von Minute zu Minute näher kam. Da Camille gänzlich waffenlos war und Nurmahal nur einen Dolch besaß, so bewaffnete man sich in der Eile mit tüchtigen Stöcken, um nicht ganz vertheidigungslos dem Feinde in die Hände zu fallen.

Vor dem immer näher kommenden Lärm, der nicht

selten von Flintenschüssen unterbrochen ward, zogen sich die beiden Flüchtlinge in das tiefere Waldesdunkel zurück, als sie plötzlich von einem neuen Feind angegriffen wurden. Aus einem wilden Rosenstrauche zischten zahlreiche Schlangenköpfe. Man hatte das Nest einer Boa Constrictor aufgestört. Die Wanderer, von den giftgeschwollenen Ungeheuern verfolgt, sahen sich jetzt gezwungen, in's freie Feld zu flüchten, wo sie fast augenblicklich einer Anzahl Araber in die Hände geriethen. Bei der Uebermacht des Feindes konnte der Kampf nur von kurzer Dauer sein. Renouard, so wie Nurmahal wurden zu Boden geworfen, mit Stricken gebunden und fortgeschleift. Vergebens bemühte sich Camille, seinen Kopf an den im Wege liegenden Steinen zu zerschmettern, als mit Einem Male mehrere Schüsse fielen und der Araber, welcher ihn vorwärtsschleppte, todt zusammenstürzte. Im Nu waren die braunen Gesellen, mit Zurücklassung der beiden Gefangenen, aus einander gesprengt, und aus der Ferne erscholl ein siegesfreudiges „En avant!"

Jetzt erst konnten sich Camille und Nurmahal für gerettet halten. Nicht weniger denn vierhundert Franzosen, unter Anführung des tapfern General Davoust, waren, von Cairo kommend, an's Land gestiegen, um an den Araberstämmen des linken Nilufers, welche sich des Mordes einer großen Anzahl Franzosen schuldig gemacht, Rache zu nehmen.

Davoust traute seinen Augen kaum, als er Renouard vor sich erblickte, welcher im Hauptquartiere längst für todt gegolten hatte und allgemein betrauert worden war.

„Welch glückliches Zusammentreffen!" rief der General einmal über das andere, den Geretteten herzlich umarmend. „Wie preise ich meinen guten Stern, der

mich hier in der Nähe landen ließ und nicht einige Meilen tiefer, wie Anfangs meine Absicht war; dann dürftet Ihr schwerlich lebendig die Zinnen Cairo's erblickt haben, denn das Land bis zur Hauptstadt wimmelt von feindlichen Stämmen."

Renouard und Nurmahal ihrerseit dankten nicht weniger dem Himmel, der ihnen in den tapfern Landsleuten Erretter gesandt. Wieviel konnten sie erzählen von ausgestandenen Leiden und Abenteuern! Sie folgten dem Executionskommando bis Fuah. Erst nach Verlauf zweier Wochen, nachdem Davoust die bezeichneten Stämme gezüchtigt, kehrten sie zurück und erreichten wohlbehalten Cairo.

Zweites Kapitel.

Constantinopel, auf den höchsten Hügeln der Welt wie zum Scherze ausgebreitet, ist ein Gemisch alter und neuer Barbarei, keinem Volke, keiner Zeit, keinem Style ausschließlich angehörig — Cairo ist Kaiserstadt und Fürstensitz, zwischen Wüste und Wüste geklemmt, ganz aus sich hervorgewachsen, ohne irgend eine Beimischung an Stoff, Zeichnung oder Farbe, welche der Einheit des Bildes schade. Cairo ist weder Europa noch Asien angehörig, weder gelungene noch mißlungene Nachbildung griechischer, römischer oder fränkischer Muster; Cairo ist diejenige Stadt, in welcher die sarazenische Baukunst ihre höchste Entwickelung erreichte und ihre größten Werke aufgestellt hat.

Vier sich an einander reihende Hauptgemälde, wovon jedes einen andern Charakter zeigt, bilden das große Panorama von Cairo.

Im Norden die Vorstadt Bulak mit Hafen und zahlreichen Schiffen; der goldene Nil in vielfachen Krümmungen durch grüne Ufer sich windend; zur Rechten der ausgetretene Fluß einem Meere gleich, aus welchem hochgelegene Dörfer unter dem Grün der Palmen und Sykomoren hervorragen. Weiter im Hintergrunde die große Hauptstadt selbst, an einen Abhang sich lehnend, der mit Moscheen, Palästen und Minarets reich bedeckt und von alten Burgen und Festungswerken umzogen ist. Die hohe Sykomore, die schlanke Palme bilden, kräftig grün, den Vordergrund. Endlich zur Rechten Alt-Cairo, das sich abwärts an die prächtige Stadt der Gräber schließt, welche mit ihren zahllosen Monumenten in die Wüste sich verliert; wo dann die Wunder der alten Welt, die Pyramiden, im Glanze der Abendsonne das reiche Gemälde begrenzen.

Groß und gewaltig, aber höher denn alle Paläste und Minarets, steigt aus dem Häusermeer die Hassan-Moschee empor, das großartigste Denkmal sarazenischer Baukunde im Morgen- und Abendlande. Diese gewaltigen Massen erfüllen die Seele mit Sicherheit; der hohe Schwung in ihrer Anlage und Zeichnung erweckt dichterische Begeisterung, und die vollendete Ausführung läßt in dem Beschauer eine ruhige Klarheit zurück.

Von ihren himmelhohen Zinnen überschaut man die „Mutter der Welt", wie Cairo von den Völkern des Morgenlandes genannt wird, die Paläste alter und neuer Pracht, Ruinen und Bazare, die ungeheure Todtenstadt, das Nilthal in seiner ganzen Breite, von Wüste zu Wüste, die unermeßliche Fläche von den Py-

ramiden von Gizeh bis zu denen von Sakara, deren Spitzen fern in Oberägypten zu den Wolken steigen.

Cairo zählt ungefähr drei Stunden im Umfange und grenzt an mehreren Orten theils an das unfruchtbare Felsengebirge Mokkatam, theils an wüste Gegenden. Zur Zeit der französischen Occupation schätzte man die Anzahl seiner Bewohner auf Viermalhunderttausend.

Der äußere Anblick der Stadt entspricht keineswegs ihrem Innern. Die Straßen sind eng und ungepflastert, die Häuser zwar hoch, aber nur von Lehm und Backsteinen aufgebaut. Da die Fenster meist in den innern Hofraum gehen, so gewähren die Wohnungen das Ansehen von Gefängnissen. Dagegen nehmen sich die vielen reich mit Bäumen und Blumen bedeckten Terrassen und platten Dächer, die wie hängende Gärten in der Luft zu schweben scheinen, höchst anmuthig aus.

Cairo zählt an hundert öffentliche Bäder, zahlreiche Bazare, Kaffeehäuser und öffentliche Vergnügungsorte. Zwanzigtausend Maulthiere sind in den Straßen von Cairo fortwährend in Bewegung, da nur Bettler und Sclaven zu Fuß gehen.

Es ist Mittag, der dreiundzwanzigste Juli, als Bonaparte an der Spitze seines Heeres in Cairo einzieht, nachdem zwei Compagnien der zweiunddreißigsten Halbbrigade Tages zuvor, unter Anführung des tapfern Generals Dupuis, Besitz von der Citadelle genommen haben.

Fast die ganze Bevölkerung der Stadt ist auf den Füßen. Die Besieger der Mameluken werden überall mit ehrfurchtsvoller Neugier betrachtet. Die Freundlichkeit auf den Gesichtern der Franzosen, die Heiterkeit ihres Charakters setzen die nur an barbarische Physiognomien und an eine tyrannische Behandlung gewöhnten Bewohner Cairo's in Erstaunen.

Ruhig und sichern Schrittes rücken die Colonnen der Sieger in den Straßen vor. Das Volk vergleicht diese Ordnung, diese Ruhe mit dem mißtrauischen Benehmen seiner Tyrannen, welche nie anders als im Galopp durch die Straßen sprengten.

Unmittelbar nach dem Einzuge der Franzosen wird von dem ersten Mufti der Hauptmoschee von Groß-Cairo ein Lobgesang angestimmt, worin der Triumph der Tapferkeit des Abendlandes und des Lieblings des Sieges gepriesen wird.

Bonaparte schlägt sein Hauptquartier in Elfi-Bey's Hause auf, welches an dem einen Ende der Stadt gelegen ist und dessen Garten mit dem freien Felde in Verbindung steht. Seine erste Sorge ist, dem General Desair die nöthigen Instructionen zu ertheilen, den nach Oberägypten zurückgegangenen Murad-Bey zu verfolgen und wo möglich zu vernichten. Aehnliche Befehle erhält General Reynier, welcher abgesendet wird, den sich in die Gegend Syriens zurückziehenden Ibrahim-Bey zu beobachten.

Kleber commandirt noch immer zu Alexandrien, Menou in Damiette, Dumuy in Damanhur. Andere Generale werden nach anderen Gegenden gesandt.

Die allgemeine Instruction an alle diese Militairs lautet, die Einwohner zu entwaffnen, Pferde für die Cavallerie zu requiriren, Krankenhäuser zu errichten, Backöfen für die Armee zu erbauen und die Forts an den Nilmündungen wieder herzustellen.

Ferner sollen sie in den verschiedenen Landesdistricten Divans organisiren, Steuern und Zölle erheben und die Proclamationen verbreiten.

Diese Divans haben folgende Grundsätze zu befolgen: Für das Interesse der Provinz zu sorgen; dem Oberbefehlshaber alle Klagen zu berichten, die Kriege

unter den Dörfern zu verhüten; die Taugenichtse zu beaufsichtigen und zu bestrafen; das Volk, so oft es nöthig, über sein Interesse aufzuklären.

Um Ordnung zu halten und sich Gehorsam zu verschaffen, sollen jedem Divan ein Janitscharenaga mit sechzig Mann Bewaffneten zu Gebote stehen.

Mit Ausnahme des Besitzthums der Mameluken, das, nach den Gesetzen des Kriegs, vor der Hand als dem Sieger gehörig betrachtet wird, ist jedem Aegypter sein Eigenthum gesichert.

Dahin sind alle den Moscheen zugehörige Stiftungen zu rechnen. Ferner behalten alle bürgerlichen Verträge ihre bindende Kraft; so wie auch bei der bürgerlichen Rechtspflege das zeither beobachtete Verfahren beibehalten wird.

Bonaparte selbst hat den Divan von Cairo ernannt, der aus neun Mitgliedern besteht und sich täglich um die Mittagsstunde versammelt. Vor der Thür des Sitzungssaales steht eine französische und eine türkische Schildwacht.

Die arabischen Horden kümmern sich indeß wenig um diese Institutionen der europäischen Civilisation, wie sehr man sie auch den türkischen Sitten und Gebräuchen anzupassen bemüht ist. Sie necken und überfallen beständig die vereinzelten Truppenabtheilungen und unterbrechen die Verbindung zwischen Cairo, Alexandrien, Abukir und Rosette. Alle Proclamationen Bonaparte's, sie mögen friedlich oder drohend abgefaßt sein, helfen nichts. Sämmtliche Generale in den Provinzen müssen aufbrechen, um rebellische Dörfer zu züchtigen.

Der Oberbefehlshaber selbst hat ihnen Befehle dazu ertheilt.

„Diese Araber,“ schreibt er, „sind nur durch die

größte Strenge in Ordnung zu halten. Ich lasse täglich in den Straßen Cairo's sechs bis sieben Köpfe abschlagen. Wir mußten sie bisher schonen, um den Schrecken, der uns voranging, zu vernichten; jetzt dagegen muß mit diesem Volke auf eine Art verfahren werden, die uns Gehorsam verschafft. Bei ihnen heißt gehorchen sich fürchten."

Bevor die Mameluken nicht gänzlich aus Aegypten vertrieben oder unterworfen sind, kann die Lage der Franzosen nicht für gesichert betrachtet werden.

Bonaparte versucht zuerst den Weg der Güte und sendet einen Unterhändler an Murad-Bey. Er läßt ihm unter der Oberhoheit Frankreichs das Gouvernement der Provinz Gizeh anbieten.

Murad verwirft diesen Antrag.

Ibrahim-Bey erwartet auf dem rechten Ufer des Nils die Rückkehr der Karavanen von Mekka, um sich mit den Mameluken der Eskorte zu verstärken und einen mit Murad-Bey verabredeten Angriff auszuführen. Inzwischen sucht er die Fellahs des Delta und die Bewohner von Cairo zum Aufruhr zu reizen.

Da Reynier, welcher zur Bekämpfung Ibrahim's abgeschickt worden ist, nicht über hinreichende Streitkräfte zu gebieten hat, um demselben mit Energie entgegen zu treten, so bricht Bonaparte in eigener Person gegen Ibrahim auf. Er will ihn von dem Schauplatze der Hauptoperationen abschneiden und Aegypten wenigstens von einer Seite schließen und dem Einflusse der Mameluken unzugänglich machen.

Desaix bleibt während Bonaparte's Abwesenheit mit außerordentlichen Vollmachten zurück. Er hat den doppelten Zweck, die Provinz Gizeh zu überwachen und als Reserve für die Hauptstadt zu dienen. Jenachdem es die Umstände fordern, kann er außer über

seine Division auch über die Besatzung Cairo's verfügen.

Seine Hauptmacht, die den Auftrag hat, Murad-Bey in Oberägypten zu bekämpfen, steht in einem verschanzten Lager oberhalb Gizeh am linken Ufer des Nil. Die Vorposten der Franzosen und Mameluken trennt nur eine Flintenschußweite.

Es werden mobile Colonnen gebildet, um gegen die Araber und die aufrührerischen Fellahs zu agiren. So oft jedoch der Feind in die Flucht geschlagen wird, eben so oft kehrt er zurück, meist in der Absicht, Beute zu machen.

Endlich befiehlt Bonaparte, daß der Gouverneur von Cairo ihn von allen Ereignissen, die außerordentliche Maßregeln erfordern, in Kenntniß setze; ferner, daß der Commissair beim Divan ihm alle Tage Bericht über die Sitzungen erstatte; endlich, daß täglich ein Offizier unter einer Escorte von sechzig Mann mit Depeschen an ihn abgeschickt werde.

Erst nachdem der umsichtige Feldherr alle diese Vorsichtsmaßregeln getroffen, reist er zur Angriffs-Colonne gegen Ibrahim ab.

Unterwegs trifft man auf die Caravane von Mekka, welche von Ibrahim unter dem Vorwande, sie vor den Franzosen zu schützen, selbst geplündert worden ist. Die französische Avantgarde greift die Räuber an und nimmt ihnen einen Theil der Beute, aus sechshundert Kameelen bestehend, wieder ab. Von einem der Kaufleute erfährt Bonaparte, daß ihm die Araber nicht weniger denn zweimalhunderttausend Thaler an Shawls und indischen Stoffen geraubt haben.

Diese Caravane von Mekka hat theils einen religiösen, theils einen merkantilen Zweck. Sie geht von den äußersten Grenzen des marokkanischen Reichs ab, nimmt unterwegs alle Pilger von Algier, Tunis, Tri-

polis auf und kommt nach Cairo, um im Verein mit der ägyptischen Caravane, der sie eine Tagereise vor- oder nachgeht, die Reise nach Mekka fortzusetzen. An sie schließen sich alle die Kaufleute, welche feine Waaren, wie Tücher, Cochenille, Gewürznelken, nach Arabien führen und von da Kaffee, Shawls, Essenzen und andre kostbare und leicht transportirbare Stoffe zurückbringen.

In den ersten Zeiten, als diese Caravane nur einen religiösen Zweck hatte, wurde sie von den Arabern und Beduinen respectirt; als sie aber einen fast nur commerciellen Charakter annahm, erregte sie die Habgier derselben. Später gewährte ihr der Sultan seinen Schutz und stellte einen Beamten an, welcher den Namen „Fürst der Pilger" führte. Endlich reichte aber auch dieser großherrliche Schutz nicht mehr aus, und die Caravane sah sich genöthigt, den räuberischen Arabern einen förmlichen Tribut zu entrichten, wollte sie verschont bleiben, und trotzdem wurde sie von Zeit zu Zeit angegriffen.

Dreißig Stunden von Cairo liegt Salochnih. Dies ist der letzte bewohnte Ort von Aegypten. Von hier beginnt die funfzig Stunden lange Wüste, welche Aegypten von Syrien trennt. Hier trafen die Franzosen mit Ibrahim zusammen. Es entspann sich ein äußerst hitziges und hartnäckiges Gefecht. Nie fochten die Mameluken mit größerem Muthe. Das Gewühl war fürchterlich. Die französische Cavallerie kämpft mit den Mameluken Mann gegen Mann. Weit und breit dampft und donnert die Erde. Die Franzosen lernen diesmal besonders die furchtbare Wirkung der Damascener kennen. Die Säbel der Feinde dringen durch Knochen und Hirnschalen. Zahlreiche Köpfe und Arme, letztere oft noch das Schwert in der Faust, fliegen wie im Ringelrennen von den Rümpfen.

Nichtsdestoweniger vermag sich Ibrahim zu halten. Von etwa tausend Mameluken begleitet, entflieht der Bey mit Zurücklassung seiner sämmtlichen Artillerie, vieler Kameele und eines zahlreichen Gepäcks in die Wüste. Er ist bemüht, Syrien zu erreichen.

Die Franzosen erbeuten türkische Shawls in so großer Menge, daß sie die unbedeutendsten Gegenstände in diese kostbaren Stoffe wickeln.

Bonaparte hält den Augenblick für günstig, auch mit dem fliehenden Ibrahim in Unterhandlungen zu treten. „Die Uebermacht der Streitkräfte," schreibt er unmittelbar nach dem Gefechte von Salochnih, „die mir zu Gebote stehen, kann wohl nicht bezweifelt werden. Ihr seid nun aus Aegypten vertrieben und genöthigt, durch die Wüste zu ziehen. In meiner Großmuth könnt Ihr allein das Glück und Vermögen, das Euch vom Schicksal genommen wurde, wieder finden. Laßt mich daher Eure Gesinnung wissen."

Auf diesen Brief erfolgte keine Antwort.

Da begnügt sich Bonaparte nicht, den Ibrahim und seine Mameluken aus Aegypten vertrieben zu haben. Er muß auch ihre Rückkehr verhindern und auf Mittel sinnen, mit einer Armee nach Syrien zu marschiren, falls sich der Feind auf dieser Seite zeigen sollte. Der Oberfeldherr beschließt daher, Salochnih zu befestigen und ein Magazin von Lebensmitteln für dreißigtausend Mann auf einen Monat anzulegen. General Reynier erhält Befehl, für diesen Zweck mit seiner ganzen Division zurückzubleiben.

Die Trümmer der Caravane von Mekka werden von den Franzosen nach Cairo geleitet.

Bonaparte, von dem Gegner zur Linken befreit, kehrt ebenfalls nach der Hauptstadt zurück.

Drittes Kapitel.

In der schönen, von Sykomoren und Akazien eingefaßten Allee, welche von der Vorstadt Bulak nach dem eine Stunde entfernten, reizend gelegenen Lustorte Schubra führte, ritt, vom treuen Nurmahal begleitet, Camille Renouard, um dem Obergeneral, der sich in genanntem Orte aufhielt, seine Aufwartung zu machen.

Der Morgen war schön und erquickend; aus den zahlreichen benachbarten Gärten wehte Blumenduft.

Die Landschaft glich einem Paradiese, einem wahrhaften Garten Gottes, so reich und üppig prangte die Pflanzenwelt. Wo der Blick hinfiel, schauten dünne Minarets aus Orangenwäldchen oder ruhten tausendjährige Ruinen im ernsten Schweigen, von Blumen und Blättergrün fröhlich überzogen.

Die Mutter der Welt mit ihren zahlreichen Kuppeln und Thürmen verschwand hinter Palmenwäldern, und nur die großartigen Steinmassen der Hassan-Moschee und das hinter Cairo emporstrebende Makkatamgebirge ragten über die grünen Wipfel hervor.

Die beiden Reiter, in den Anblick der wunderschönen Gegend versunken, ritten lange stumm neben einander her. Endlich brach Camille das Schweigen.

„Von unseren Freunden und Reisegefährten auf der Nilfahrt", frug er, „ist Dir also keiner wieder zu Gesicht gekommen?"

„All' mein Nachforschen", erwiederte Nurmahal, „blieb bis jetzt vergeblich; der Wahrscheinlichkeit nach sind sie umgekommen."

„So wären wir von der ganzen Gesellschaft die Einzigen, die sich gerettet hätten?" fuhr Camille fort.

„So scheint es,“ sprach der Knabe; „Gott hat wahrhaftig Wunder an uns gethan.“

„Armer Professor,“ seufzte Renouard, „so mußtest Du so zeitig ein Opfer Deines wissenschaftlichen Eifers werden!“

„In den Grenadieren Laroche und Vial“, sprach Nurmahal, „verliert die Armee zwei ihrer tapfersten Männer.“

„Und auch Dich, einstiger Spielgefährte, ehrlicher Baptist,“ klagte Renouard weiter, „hab' ich verloren; Du vergegenwärtigtest mir immer die schöne Jugendzeit, die ich in Saint-Maurice verbrachte.

„Lebt Euch doch die Spielgefährtin in jenem Schlosse,“ tröstete Nurmahal in seltsamem Tone.

„Sie wird den Abenteurer längst vergessen haben,“ meinte Camille, „der ihrem gestrengen Vater zum Trotz unter die Soldaten ging.“

„Wahre Liebe“, versetzte Nurmahal, „ist nicht so vergeßlich.“

Camille erwiederte nichts; er gab seinem Maulthiere die Sporen, daß es in einen sehr lebendigen Trapp fiel, so daß ihm Nurmahal kaum zu folgen vermochte.

Die schlanken Minarets des reizend gelegenen Schubra schauten durch Gruppen von Myrtenbäumen, und bald hielt man vor dem vergoldeten Gitter, welches durch den schönsten Garten der Welt nach dem Lustschlosse führte, wo Bonaparte seit einigen Tagen residirte.

Da der Feldherr so eben den Abgesandten mehrerer mächtigen Araberstämme, die sich Frankreich unterworfen hatten, Audienz ertheilte, so ward Camille und seinem Begleiter hinreichende Muße, den reizenden Garten mit aller Bequemlichkeit zu durchwandern und in Augenschein zu nehmen.

Das ganze blühende Gebiet war von gradlinigen

Wegen durchzogen, die sich in verschiedenen Winkeln auf symmetrische Weise kreuzten. Die Alleen, Runden und Ruheplätze waren mit den mannigfachsten Baumarten malerisch eingefaßt. Bald waren es Cypressen, bald Akazien, bald Frucht- und Gummibäume, bald Pappeln und Palmen, die auf geschmackvolle Weise mit einander abwechselten.

Wege und Runden glänzten auf das Prachtvollste von farbigen Steinchen; letztere, eine Nachahmung von Teppichen, waren musivisch gefaßt, und Blumen aller Gattungen säumten die Einfassungen.

In morgenländischer Pracht leuchteten und dufteten Balsaminen aller Farben, Jonquillen, Goldblumen, reizendes Immerschön, persische und indische Rosen. Der Oleander mit seiner Blüthenkrone prangte hier als ein stattlicher Baum.

Die ersten Abtheilungen des Gartens, zunächst dem Eingange, bestanden aus lauter blühenden Orangenbeeten. Weiter hinein erschienen veredelte Fruchtbäume aus allen Gegenden der Erde.

Diese sämmtlichen Gartenanlagen umgaben einen Pavillon von weißem Marmor. Ein Marmorbecken, achtzig Fuß im Gevierte, ward von einem dreißig Schritte breiten, Säulen tragenden, bedeckten Gange, gleichfalls aus Marmor, in der feinsten Ausführung umgeben.

Aus jeder der vier Ecken dieses Ganges trat man in einen prächtigen Saal mit Seitengemächern, in orientalischem Geschmacke reich decorirt; und aus diesem wieder durch vier schöne Pforten, die nach allen vier Himmelsgegenden hinausgingen, in den Garten.

Das großartige Marmorbecken war rings mit reichverzierten Blumenvasen, die gleichfalls aus Marmor gearbeitet waren, besetzt. In seiner Mitte erhob sich

malerisch ein anderweites, nur fünfundzwanzig Fuß im Gevierte messendes Becken, dessen Ecken eingekrümmt und überaus reich mit Steinarbeiten verziert waren.

Wenn alle Wasser spielten, stieg aus der Mitte des einen Beckens eine hohe Wassersäule, während aus den verschiedenen Ecken vierundzwanzig Krokodile Wasser spieen, das von dem Rande des großen Marmorbeckens durch zahlreiche Löwen- und Schlangenköpfe wieder zurückgeworfen wurde.

Der Glanz des Marmors, die Bildhauerarbeiten in Guirlanden und anderem Schmucke, der von Greifen und Löwen gehalten; die Lage des ganzen Palastes zwischen Bäumen und Blumen aller Welttheile; endlich der Ausblick auf die reichste Landschaft, durch die sich der Nil zog und in der Ferne die ewigen Pyramiden, brachten auf den Beschauer mehr als einen blos entzückenden, einen wahrhaft berauschenden Eindruck hervor.

„Die Extreme berühren sich überall," sprach Renouard, mit Nurmahal die blühenden Gänge entlang wandelnd; „hier diese wundervolle Vegetation, dieser Reichthum und Luxus, und dort die Wüste, wo kein Halm gedeiht und an ihrem Rande die Lehmhütte des unglücklichen Fellah, dessen ganze Habe aus zwei irdenen Töpfen besteht."

Nachdem Bonaparte den Arabern seine friedliebenden Gesinnungen wiederholt versichert und ein Friedensbündniß abgeschlossen, werden die Gesandten entlassen. Der diensthabende Adjutant meldet den Oberlieutenant Renouard.

Bei diesem Namen heitert sich das Gesicht des Generals sichtbar auf. Der Angemeldete muß sogleich erscheinen. Bonaparte kommt dem Eintretenden einige Schritte entgegen.

„Endlich!“ ruft er, nicht ohne Wohlgefallen die stattliche Jünglingsgestalt betrachtend.

Nach einer Pause setzt er mit unbeschreiblichem Zauber hinzu: „Fürwahr, der Sieger von Alexandrien läßt lange auf sich warten!“

Hierauf vertraulich näher tretend und Renouard auf die Achsel klopfend, spricht er im Tone gutmüthigen Vorwurfs: „Aber, Camerad, die Pyramidenschlacht zu versäumen!“

Camille war bezaubert von dieser Huld des Helden.

„General!“ erwiedert er begeistert, „die Pyramidenschlacht wird nicht unser letzter Sieg gewesen sein.“

„Es war eine glänzende Affaire!“ fuhr Bonaparte fort, „ich wünschte, Ihr wäret dabei gewesen. Wie gefällt sich Kleber in Alexandrien?“

Camille theilte über diesen General mit, was er glaubte, das den Oberfeldherrn interessiren konnte. Letzterer erkundigte sich hauptsächlich nach der Stimmung der Bewohner in der genannten Stadt. Selbst die unscheinbarsten Gegenstände schienen ihm der Beachtung werth, und er erkundigte sich darnach. Die Nilfahrt nahm nicht weniger seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Renouard mußte eine ausführliche Reisebeschreibung liefern.

Daß Kleber ihm so geringe Bedeckung mitgegeben hatte, galt ihm für einen unverantwortlichen Fehler.

„Uebrigens,“ sprach er nach einer Weile, „werden die Buschkleppereien der Araber bald ihr Ende erreicht haben. Die Zeit der Gnade ist vorüber; ich habe die strengsten Maßregeln ergriffen. Wenn meine Generale in meinem Geiste handeln, wird man im Nillande bald so sicher reisen, wie in Frankreich.“

Wohl über eine Stunde hatte die Unterredung gewährt, während welcher man in den prachtvollen

orientalischen Gemächern auf- und niedergeschritten war. Plötzlich blieb Bonaparte unter der einen Pforte stehen, von welcher man in der Ferne die Pyramiden zum Himmel steigen sah. Sinnend ruht sein Auge eine Zeit lang auf den ehrwürdigen Denkmalen der Vorzeit. Dann wendet er sich zu Renouard.

„Ihr waret der Erste," sprach er, „der Frankreichs Fahne auf die Mauern von Alexandrien pflanzte; seid auch der Erste, der die Spitze der Pyramide des Ceops mit der Tricolore ziert."

„Unsere Gelehrten", fuhr er fort, „brennen vor Verlangen nach jenen Denkmalen; sie quälen mich täglich, daß ich sie hinführen lasse. Nehmt also zweihundert Mann aus der neunundfunfzigsten Halbbrigade und führt die Gelehrsamkeit nach den Pyramiden. Als Zeichen aber unserer Siege laßt Frankreichs Fahne von den erhabenen Gipfeln wehen."

Mit diesem ehrenden Auftrage ward Renouard entlassen. Bonaparte zog sich in sein Cabinet zurück, von wo die weisen Gesetze zur Civilisirung Aegyptens ausgingen.

Nachdem der von so großer Huld berauschte Renouard den Landsitz Bonaparte's verlassen hatte, umritt er ganz Cairo, um die berühmte Stadt der Gräber zu besuchen, von der er so viel hatte erzählen hören.

Die Stadt der Gräber oder der Todten liegt oberhalb der Hauptstadt und ist von größerem Umfange als diese selbst. Hier haben alle Familien ihre Begräbnisse, und eine Menge Moscheen, Minarets und Kuppeln bewahren das Andenken der hier ruhenden Großen. Eine das Gemüth tief ergreifende Stille herrscht über der großen Gräberstadt; wohin das Auge fällt, erblickt es nichts als Grabmäler von weißem

Marmor. Einsam spielte der Wind in den Gipfeln der hohen Pinien und Cypressen, welche die Todtenstadt beschatten.

Das üppige Gras unter einer hohen Sykomore, welche ein uraltes mit Hieroglyphen bedecktes Denkmal in ihre schweigenden Schatten hüllte, bot ein so verlockendes Ruheplätzchen dar, daß Camille der Lust nicht widerstehen konnte, hier abzusteigen und ein wenig auszuruhen. Diese Kühle und Stille hatte etwas ungemein wohlthuendes nach langem Ritt durch menschenbelebte Gegenden.

Camille streckte sich mit wahrhaft orientalischer Behaglichkeit in das weiche, duftende Gras, während Nurmahal ihm auf einem zierlichen Tellerchen mit der einen Hand Orangen präsentirte, mit der andern aber einen kleinen Krystallbecher voll des köstlichsten Rheinweins kredenzte, welche Genüsse der besorgte Diener in dem Flaschenfutterale seines Maulthieres mit sich geführt hatte.

„Ich habe fürwahr alle Anlage, ein Türke zu werden," scherzte Camille, indem er voller Wohlbehagen die holdseligen Perlen des Rheingaues über die Zunge gleiten ließ; „es muß an dem Himmel liegen, aber man wird hier zu Lande träge und liebt die Ruhe."

„Als Türke müßtet Ihr vor allen Dingen auf den Wein verzichten," erwiederte lächelnd Nurmahal; „auch dürfte", fügte er etwas leiser hinzu, gegen das Türkenthum Fräulein von Montreuil mancherlei Bedenken haben."

„Sie lebe hoch!" rief Renouard, in Rückerinnerung versunken, während Nurmahal den Becher von Neuem füllte; „wenn wir zur schönen Provence zurückkehren, sollst Du sie kennen lernen, die Herrliche,

und Du wirst dann finden, daß ich in Beschreibung ihrer Reize nicht übertrieben habe."

„Ist sie auch so gut als schön?" frug Nurmahal nicht ohne Schüchternheit.

„Ein Engel ist sie," rief Camille von Wein und Rückerinnerung in gleichem Grade begeistert. „Ihr himmelvolles Herz blickt ja aus ihren Augen. Kein weiblich Wesen kann ihr an Seelengüte gleichen."

„Wirklich nicht?" frug Nurmahal in ernstem Tone.

„Doch nein, daß ich nicht lüge," fuhr Camille fort, „in Paris lebt auch noch ein weiblicher Engel. Auch er soll leben; mög' es ihm immer wohlergehen!"

Nurmahal hatte sich bei diesem Trinkspruche abgewandt, und sein Blick ruhte schweigend auf der Stadt der Gräber.

„Hätten wir nur einen unsrer Dichter hier," sprach Camille, dem immer poetischer zu Muthe ward, „oder einen Philosophen; inmitten dieser versunkenen Welt müßte es sich prächtig mit anhören."

„Ich habe nur den Volney, diesen treuen Maler des Landes Aegypten, bei mir," erwiederte Nurmahal.

„Den Volney?" rief Renouard, „das trifft sich ja herrlich; lies mir doch gleich, lieber Nurmahal, die ergreifende Stelle, wo er die Trümmer der Vorwelt anredet. Hier in dieser Gräberstadt, in dieser heiligen Stille, kann es gar keine passendere Lectüre geben."

Nurmahal zog das Buch hervor und schlug die bezeichnete Seite auf. Er nahm auf einem Marmorblocke, Renouard gegenüber, Platz und begann mit seiner weichen, wohllautenden Stimme folgendermaßen:

„Seid mir gegrüßt, einsame Ruinen, heilige Gräber, schweigende Mauern, euch rufe ich an; zu euch richte ich mein Gebet. Ja, während der große Haufe mit geheimem Schrecken vor eurem Anblicke zurück-

bebt, weckt ihr in meinem Herzen tausend anziehende Empfindungen und Gedanken. Wie viele nützliche Lehren, rührende und erschütternde Betrachtungen bietet ihr stets dem Geiste dar, der in euch zu lesen versteht.

„Als die ganze unterjochte Erde vor den Tyrannen schwieg, riefet ihr schon die Wahrheit aus, die sie verabscheuen. Ihr vermischtet den Leichnam der Großen mit der Asche des gemeinsten Sklaven und behauptet dadurch den heiligen Lehrsatz der Gleichheit.

„In euren Umkreis eingeschlossen, sah ich, der einsame Verehrer der Freiheit, ihren Schatten aus Gräbern hervorgehen, und glücklicher, als ich zu hoffen gewagt hatte, sah ich ihn seinen Flug nach meinem neubelebten Vaterlande nehmen.

„O Gräber, welche Kraft wohnt in euch! Ihr schreckt die Tyrannen; ihr vergiftet mit geheimem Beben ihren strafbaren Genuß; sie fliehen euern unerträglichen Anblick, und fern von euch tragen die Feigen den Stolz ihrer Paläste. Ihr straft den mächtigen Unterdrücker. Ihr raubt dem habsüchtigen Erpresser das Geld und rächt den Schwachen, den er geplündert hat.

„Ihr vergütet die Beraubung der Armen, indem ihr die Pracht der Reichen in Verachtung senket; ihr tröstet den Unglücklichen, dem ihr eine letzte Zuflucht gewährt. Ihr gebt der Seele das richtige Gleichgewicht von Stärke und Gefühl wieder, worin Weisheit und Lebensklugheit besteht.

„Der Nachdenkende zieht in Erwägung, daß er Alles in euern Schooß zurückgeben muß, und verschmäht es, sich mit leerer Größe, mit unnützen Reichthümern zu beladen. Er hält sein Herz in den Schranken der Billigkeit und vollbringt seinen Lauf, indem

er die Augenblicke seines Daseins benutzt und die Güter gebraucht, die ihm bewilligt sind.

„Auf solche Art legt er der ungestümen Begierde einen wohlthätigen Zaum an. Ihr stillt den fieberhaften Durst nach einem Genusse, der die Sinne berauscht; ihr laßt die Seele von dem ermüdenden Kampfe der Leidenschaften ausruhen. Ihr erhebt sie über die niedrigen Vorurtheile, die den großen Haufen quälen; und der Geist, der von euren Monumenten den Schauplatz der Völker und Zeiten übersieht, entwickelt sich nur zu großen Gefühlen und empfängt nur gründliche Begriffe von Tugend und Ruhe.

„O wenn der Traum des Lebens ausgestürmt sein wird, wozu hätten dann seine Erschütterungen genützt, wenn sie keine Spur des Nutzens zurückließen?

„O Gräber, ich kehre zu euch zurück, um eure Lehren aufzufassen. Ich begebe mich auf's Neue in den Frieden eurer Einsamkeit; und von dem niederschlagenden Schauspiele der Leidenschaften entfernt, werd' ich die Menschen in ihren Grabmälern lieben. Ich werde mich mit dem Glücke der Staubgebornen beschäftigen, und der Gedanke, es beschleunigt zu haben, wird das meinige ausmachen."

Diese letzten Worte des geist- und gemüthreichen Volney wurden von einem Geräusch unterbrochen, das aus nicht zu weiter Ferne durch die Stille der Gräberstadt daher tönte. Es war, als wenn altes Gemäuer zusammenstürzte und in die Tiefe hinabrollte. Eine aufsteigende Dampfwolke bezeichnete den Ort, von wo das Gekrach vernehmbar ward.

Da die dampfende Stelle von dem Platze, wo Camille sich gelagert hatte, nicht zu weit entfernt war, so machte er sich in Begleitung Nurmahal's auf, um

den Grund der auffallenden Erscheinung in der Nähe zu erforschen.

Man war noch nicht weit dahingeschritten, als ein junger Mensch athemlos gelaufen kam, welcher zu Renouard's und Nurmahal's höchster Verwunderung und Freude Niemand Anderes, als der längst todt geglaubte Baptist war.

Der ehemalige Gärtnerbursche war nicht weniger erstaunt, seinen Herrn und Jugendfreund nebst dem bekannten Mohrenknaben hier vorzufinden; doch war er für den Augenblick nicht in der Stimmung, sein Erstaunen in gebührendem Maaße an den Tag zu legen; er war außer Athem und in der angstvollsten Bewegung.

„Um Gotteswillen," rief er, „welch' ein Glück, Euch hier zu finden! Kommt mir schleunig zu Hülfe, der Professor ist so eben verschüttet worden."

„Wie? Larossossinier?" riefen Camille und Nurmahal aus einem Munde.

„Kein Anderer," fuhr Baptist fort; „er war auf der Mumiensuche, da ist das Gewölbe über ihm zusammengestürzt."

Man verdoppelte die Schritte, um den Unglücksplatz zu erreichen; da sah man an dem Orte, wo das Gewölbe zusammengebrochen war, eine weiße Gestalt aus dem Schutte emporsteigen.

„Ein Geist, ein Geist!" rief Baptist voller Angst und wollte die Flucht ergreifen; die Gestalt gab aber durch ihr Schimpfen alsbald zu verstehen, daß sie noch der Erde angehöre.

„Die sarazenische Baukunst", sprach die Gestalt, „kann hinsichtlich der Solidität mit der altägyptischen durchaus keinen Vergleich aushalten. Ich gebe zu, ihre Wölbungen sind kühner; aber was hilft das, wenn

sie nach ein paar Jahrhunderten wieder zusammenbricht, wie Figura zeigt! Wenn mich nicht der eine Strebebogen geschützt hätte, läg' ich gleichfalls in der berühmten Gräberstadt begraben; in allerdings höchst nobler Gesellschaft, denn alle den Inschriften nach zu urtheilen, modert hier bloße haute volée; der Pöbel ist auf dem jenseitigen Gebiete eingescharrt."

Während dieses Selbstgesprächs hatte Larossossinier, denn Niemand Anderes war die weiße Gestalt, Mühe, den zahlreichen Kalk und Staub abzuschütteln, welcher ihn ganz bedeckt hatte. Baptist half ihm bei diesem Geschäfte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß es wirklich der lebendige Professor sei.

Larossossinier's Freude kannte keine Grenzen, als er Renouard und Nurmahal lebendig vor sich erblickte.

„Heureka!" rief er einmal über das andere, die beiden Todtgeglaubten, trotz seines staub- und kalkreichen Müllerrocks, wiederholt stürmisch umarmend, „soll ich meinen Augen trauen? Seid Ihr's wirklich, oder haben Eure Geister in der Todtenstadt einen sterblichen Leib angenommen?"

„Wir sind es wirklich," versicherte Renouard; „aber jetzt erklärt mir vor allen Dingen das Wunder, Professor, wie Ihr und Baptist dem Gemetzel lebendig entgangen seid."

„Ja," gab Larossossinier zur Antwort, „ein kluger Feldherr sieht sich vor, und das bei Zeiten. Während Ihr und die Araber ordentlich darauf versessen waret, Euch gegenseitig in Kochstücke zu hauen, erachtete ich meine Person bei dieser undankbaren Arbeit für überflüssig, benutzte einen günstigen Augenblick, gerade wo es am hitzigsten herging, und sprang in den Nil, wo wohlthätiges Schilf mich so lange den

arabischen Bluthunden verbarg, bis eine zweite französische Barke den Fluß heraufkam und mich aus meinem nassen Asyl erlöste. Baptist, obschon er in seinem Leben meinem Beispiel nicht gefolgt war, hatte es diesmal gethan und ward so gleichfalls gerettet.“

„Aber welche Angst habe ich ausgestanden,“ meinte der ehemalige Gärtnerbursche; „ich vergesse sie mein Lebelang nicht. Aller Augenblicke mußte ich befürchten, daß ein Krokodil zubeißen würde.“

„Welche Sorge Du Dir weislich ersparen konntest,“ sprach der Professor, „wenn meine Lehren einigermaßen in Deinem furchtsamen und unwissenden Herzen Wurzel geschlagen. Wie oft hab' ich Dir von der Krokodillosigkeit des Nils unterhalb Cairo vorgepredigt.“

„Dann konnte es aber den Wasserratten und andern bösartigen und giftigen Gewürm in den Sinn kommen, uns anzufressen,“ bemerkte Baptist.

„Darauf mußten wir allerdings gefaßt sein,“ sprach Larossossinier; „Du siehst aber, daß wir ganz unverletzt davon gekommen, höchstens daß wir etwas geschlämmt wurden.“

„Ja und das außerordentlich,“ versetzte Baptist; „wir konnten Eichenwälder auf unsere Rücken säen; sie würden fortgekommen sein.“

„Du gefällst Dir in Hyperbeln, Baptist.“

Renouard, welchem die Flucht der Beiden in den Nil jetzt sehr spaßhaft vorkam, erkundigte sich, wie lange man im Schilfe gesteckt habe?

„Gute sechsunddreißig Stunden,“ erwiederte Baptist, „es war das langweiligste Bad in meinem Leben; ich war bis auf die Knochen durchweicht.“

„Ja, die Sache zog sich etwas in die Länge,“ sprach der Professor: „indeß wenn wir Euer trauri-

ges Geschick mit ansahen, konnten wir mit unserm Loose immer zufrieden sein."

„Was ist denn aus Laroche, Vial und den übrigen braven Grenadieren geworden?" erkundigte sich Renouard. Wie ich mich noch erinnere, kämpften diese wackern Männer wie Löwen an meiner Seite."

„Viele Hunde sind nicht blos des Hasen, sondern auch des Löwen Tod," philosophirte Larossossinier; „der Kampf war zu ungleich. So ich recht gesehen, wurden Alle kurz und klein gemacht."

Baptist, welcher von Renouard über das Geschick der Grenadiere ebenfalls befragt wurde, gestand offenherzig, daß er, so wie er einmal bis an den Kopf im Nile gestanden, die Augen zugemacht, und von der ganzen Welt nichts mehr habe wissen wollen.

Larossossinier beschwor jetzt Renouard, daß er ihm nach dem unfern gelegenen Alt-Cairo folgen möge, wo außerordentliche Merkwürdigkeiten aus dem Alterthume zu schauen wären.

Camille gewährte gern diese Bitte des Gelehrten. Wie umständlich und pedantisch er auch viele Dinge erklärte, so wußte er doch den Laien über fast alle noch vorhandenen Gegenstände des Alterthums unschätzbare Aufschlüsse zu geben, und seine Begleitung in dieser Hinsicht war stets sehr lehrreich.

Man verließ die Gräberstadt und wandte sich nach Fossat oder Alt-Cairo, welches, am Nile gelegen, der Hafen Cairo's von Oberägypten ist. Unterwegs hatte Renouard Muße, seine und Nurmahal's Wüstenwanderung und wunderbare Rettung mitzutheilen.

Larossossinier bedauerte ungemein, der Reise durch die Wüste nicht beigewohnt zu haben, wie schrecklich sie auch von Renouard beschrieben wurde.

„Ich hoffe," sprach er, „daß die Armee nächstens

zur Verfolgung Ibrahim's nach Syrien aufbricht; da geht es funfzig Stunden weit durch die Wüste, und nichts soll mich abhalten, dieser Expedition beizuwohnen."

Nachdem man die Stadt der Gräber im Rücken hatte, stiegen die Zinnen und Ruinen von Alt-Cairo am Nilufer empor. Kaum hatte sich Larossossinier einigermaßen in der Gegend orientirt, als auch seine antiquarischen Erörterungen begannen.

„Diese weitverbreiteten Ruinen", sprach er, „gehören sämmtlich zu Alt-Cairo, auch Fossat genannt. Als Amru, der Sohn Elaas, im zwanzigsten Jahre der Hegira im Begriffe stand, Alexandrien zu belagern, hatte er hier sein Zelt aufgeschlagen. Da wollte es der Zufall, daß in demselben eine Taube ihr Nest gebaut und Junge ausgebrütet hatte. Um das Thierchen nicht zu stören, blieb das Zelt stehen, und später, als Amru von Alexandrien zurückkehrte, legte er den Grund zu einer Stadt, der er den Namen Fossat gab, denn Fossat heißt im Arabischen das Zelt. Nachdem Memphis in Verfall gerathen, ward Fossat der Sitz nicht nur der Khalifen, sondern auch der Mittelpunkt des Handels und die erste Stadt in Aegypten. Von hier führte nämlich ein Canal nach dem rothen Meere. Im Jahre fünfhundertvierundsechzig der Hegira ward es aber von dem Sultan selbst in Brand gesteckt. Es soll damals vierundfunfzig Tage gebrannt haben; aber sieben Jahrhunderte haben die Spuren dieses Untergangs nicht zu vertilgen vermocht."

„Was der Professor Alles weiß," sprach Baptist heimlich zu Nurmahal, „es ist was Stupendes; und sein Kopf ist doch eben nicht viel größer als der unsere. Ob nur Alles wahr ist, was er da herzählt?"

„Warum soll es nicht wahr sein?“ gegenredete Nurmahal, „die Gelehrten studiren ja sattsam darüber, wie es ehedem hergegangen.“

Larossossinier, den nichts mehr verdroß, als wenn, sobald er eine gelehrte Abhandlung zum Besten gegeben, in seiner Nähe heimlich gesprochen wurde, denn er argwöhnte stets, man bezweifle sein Gesagtes oder mache sich darüber lustig, erkundigte sich sogleich, was Baptist geflüstert habe.

„Er bewundert Eure Gelehrsamkeit,“ erwiederte Nurmahal.

„Das bezweifle ich,“ versetzte kopfschüttelnd der Professor, „dazu ist sein Kopf zu beschränkt, es wird wohl etwas Anderes gewesen sein. Wie? Hab' ich nicht Recht? Heraus mit der Sprache.“

Nurmahal, um den Argwöhnischen zu beruhigen, gestand jetzt offen, daß Baptist nicht zu begreifen vermöge, wie die Gelehrten Dinge wissen könnten, die schon vor vielen hundert Jahren vor sich gegangen wären.

„Ja, das glaube ich,“ versetzte Larossossinier und mußte herzlich lachen, „das wird er auch nie begreifen lernen.“

Mit diesen Worten bog er nach einer herrlichen Allee von Sykomoren ein, die längs dem Nilufer nach der einsamen, aber wunderschön im Schatten uralter Bäume gelegenen Moschee Atter-Ennabi führte. In der That konnte es auch keine reizendere Lage geben.

Nachdem sich zu des Professors nicht geringer Genugthuung seine Begleiter, Baptist nicht ausgenommen, obschon derselbe in Aegypten, zu Larossossinier's Verdrusse, selten etwas zu loben fand, über die malerische Landschaft sattsam expectorirt hatten, nahm der gelehrte Cicerone eine sehr geheimnißvolle und wichtige Miene an.

„Jetzt aber will ich Euch", sprach er, „die eigentliche Perle dieser ganzen Gegend, jenen Gegenstand, der sie schon in dem Alterthume berühmt macht, zeigen."

Er geleitete die nach der Perle Neugierigen eine ziemliche Strecke über Stock und Stein, wobei er, da man die Maulthiere zurückgelassen hatte, so eilfertig voranschritt, daß die Begleiter kaum zu folgen vermochten. Dazu stach die Sonne so brennend, und Schatten gab es so wenig, daß die Rennpartie keineswegs zu den angenehmen gehörte.

„Wenn er wenigstens seine Brille aufsetzte," sprach Baptist keuchend zu Nurmahal, welche Beiden in einiger Entfernung folgten, „da er nach einer Perle sucht. Ich begreife sonst nicht, wie er in diesen Steinmassen einen so winzigen Gegenstand finden will."

Der Professor lief jetzt die Kreuz und die Quer in der Ruinenstadt von Alt-Cairo umher, blieb häufig stehen, um sich zu orientiren, schlug wiederholt in einem Buche nach, das er aus der Tasche gezogen hatte, schüttelte häufig mißmuthig den Kopf und rannte weiter.

„Dummes Zeug," meinte Baptist, den die Sonnenhitze immer verdrießlicher stimmte, „wird die Perle noch da liegen; die haben die raublustigen Araber längst eingesackt. Ein solcher Schatz hat nicht nöthig, auf sich warten zu lassen."

Vergebens war Renouard, dem die Kletterei über die Ruinen nachgerade auch langweilig vorkam, verschiedene Male bei Larossossinier eingekommen, daß er doch einige nähere Auskunft über den sehenswerthen Schatz von sich geben möchte; aber der ununterbrochen suchende Cicerone that so geheimnißvoll, daß von ihm nichts herauszubringen war.

Endlich schien er den Gegenstand seiner Sehnsucht

gefunden zu haben. Er lief nicht weniger denn fünf Mal um einen nicht allzugroßen, ziemlich in die Erde gesunkenen und von einer Sykomore beschatteten Marmorblock. Dann blieb er stehen und erhob seine Stimme.

„Heureka!“ rief er, „gefunden! Hier liegt die Perle von ganz Alt-Cairo im Schatten einer heiligen Sykomore.“

Baptist, der bei dem Worte „gefunden“ äußerst neugierig herbeigaloppirt kam, guckte sich vergebens nach der „Perle“ um, über die der Professor so viel Aufhebens machte.

„Dies ist ja nur ein einfacher Marmelstein und keine Perle,“ sprach er verwundert.

Larossossinier ward Feuer und Flamme ob dieser Baptist'schen Anmerkung.

„Schweig, verwahrlostes Geschöpf!“ rief er, „der Du keine Ahnung von einer Allegorie hast.“

Hierauf wandte er sich zu Renouard und Nurmahal.

„Seht Ihr hier“, frug er, „auf der Oberfläche dieses Marmorblockes diese Vertiefung, welche wie von einem Fußtritte herzurühren scheint?“

„Der Fuß muß allerdings von ziemlicher Größe gewesen sein,“ bemerkte Camille.

„Dem sei, wie ihm wolle,“ erwiederte ärgerlich der Erklärer; „genug, dieser Vertiefung verdankt dieser Marmorblock seine weltgeschichtliche Bedeutung.“

„Wie so?“ frug Renouard.

„Weil der Sage nach“, fuhr Larossossinier fort, „diese Vertiefung von der Sohle Mahomeds herrührt. Seit Jahrhunderten ist dieser Marmorblock unter dem Namen des Fußtrittes des Propheten bekannt.“

Baptist schüttelte bei diesen Worten wieder höchst ungläubig den Kopf; aber ganz für sich, ohne eine Bemerkung laut werden zu lassen.

„Was hat dieses unglückselige Wesen wieder mit dem Kopfe zu schütteln?“ rief der Professor, welchem Baptist ein wahrer Dorn im Auge war.

Der scheinbare Skeptiker wollte aus Furcht, mit seinem gelehrten Gegner von Neuem in Zwietracht zu gerathen, mit der Sprache nicht heraus.

Larossossinier ließ aber nicht Ruhe.

„Sprich, Unglückskind, was hast Du bei meinen Worten zu schütteln und in Zweifel zu ziehen?“

Baptist gestand jetzt, daß es ihm nicht in den Kopf wolle, wie ein Mensch mit dem bloßen Fuße eine solche Vertiefung hervorzubringen vermöchte.

„Da kann einer unserer stärksten Cuirassiere mit eisenbeschlagenem Stiefel ein paar Jahre stampfen,“ sprach er, „ehe er so tief in den Stein dringt. Wie konnte das also Herr Muhamed mit einem einzigen Fußtritte bewerkstelligen?“

„Heilige Einfalt!“ rief der Professor, die Hände faltend, „ist so Etwas erhört worden! Wo hast Du wieder einmal die Ohren gehabt? Hab' ich nicht deutlich genug erklärt, daß das Ganze nur eine Sage ist?“

Baptist begriff in seiner Unschuld zwar nicht, wie man von einer bloßen Sage ein solches Aufsehen machen könne; aber er hütete sich wohl, noch ein Wort darüber zu verlieren.

Der Professor hatte jetzt den Marmorblock wie eine Kanzel bestiegen. Inmitten der unübersehbaren Ruinen, die sein Blick überflog, fühlte er sich erhoben und wahrhaft begeistert.

„Hier blühte einst“, sprach er, die reichste Stadt vom Lande Aegypten, hier war der Sitz eines mächtigen Reichs. Eine lebendige Menge beseelte vormals diese jetzt so verödeten Plätze und belebte ihre Umgebung. In diesen Mauern, wo jetzt todtes Schwei-

gen herrscht, ertönte unaufhörlich das Geräusch der Künste, das Geschrei der Festlichkeit und Freude.

„Dieser zusammengehäufte Marmor bildete regelmäßige Paläste. Diese umgestürzten Säulen schmückten die Majestät der Tempel; diese eingesunkenen Gallerien bezeichneten die öffentlichen Plätze.

„Hier versammelte sich ein zahlreiches Volk, um die ehrwürdigen Pflichten seines Glaubens zu erfüllen. Hier rief eine an Genüssen schöpferische Einbildungskraft die Reichthümer aller Himmelsgegenden herbei. Hier wurden der Purpur von Tyrus gegen die kostbare Seide von Serika, die reichen Gürtel von Cachemir gegen die prächtigen Teppiche von Lydien, der Ambra des baltischen Meeres gegen die Perlen und Wohlgerüche Arabiens, das Gold von Ophir gegen das Zinn von Thule vertauscht.

„Und was bleibt jetzt von diesen mächtigen Städten, von diesen ehemaligen Weltbeherrscherinnen? Was ist geworden aus den Wällen von Ninive, den Mauern von Babylon, den Palästen von Persepolis, den Tempeln von Balbek und Jerusalem? Wo sind sie, die Flotten von Tyrus, die Wagen von Arat, die Rosse von Sidon?

„Auf das lärmende Gewühl, das sich einst in diesen Gassen und Hallen drängte, ist Todesstille gefolgt; Schweigen des Grabes ist an die Stelle des Geräusches auf den öffentlichen Plätzen getreten. Die Paläste der Könige sind der Wohnort wilder Thiere geworden; Heerden weiden auf den Schwellen der Tempel, und wilde Bestien bewohnen das Heiligthum der Götter."

Der Professor auf seinem Marmorblocke fuhr noch geraume Zeit fort, philosophische Betrachtungen über den Verfall alles Irdischen, über die einstige Pracht

und Herrlichkeit und über die dermaligen Zustände anzustellen.

Renouard und Nurmahal hatten nicht ohne Interesse dem etwas gedehnten Vortrag zugehört; Baptist aber konnte, als man wieder aufbrach, eine praktische Bemerkung nicht unterdrücken.

„Wir hätten freilich ein Bischen eher nach Aegypten kommen sollen,“ sagte er zu Nurmahal.

Es war ein Glück, daß Larossossinier, noch ganz in antiquarische Rückerinnerungen versunken, die gute Lehre, welche Baptist aus seinem gelehrten Vortrage geschöpft hatte, nicht gehört; sie würde ihn wieder um all' seine philosophische Ruhe gebracht haben.

Der Professor fand in Alt-Cairo unermeßlichen Stoff, seine Gelehrsamkeit in strahlendem Lichte leuchten zu lassen.

In einiger Entfernung, unmittelbar am Fuße des Mokkatamgebirges ragte ein ungeheurer Steinklumpen empor, welcher beinahe das Ansehen einer Festung hatte.

„Das ist das griechische Kloster St. Georg,“ belehrte Larossossinier; „es ist mit hohen Mauern umgeben, liegt ganz abgesondert und hat einen bedeutenden Umfang. Es umschließt eine Menge Gebäude, die gleichsam über einander gebaut sind, und gewährt, wie Figura zeigt, einen höchst sonderbaren Anblick. Ich entsinne mich nicht, je einen confuseren Bau gesehen zu haben.“

„In diesem Kloster“, fuhr er fort, „bewahrt man die Hand des heiligen Georg, zeigt sie aber Niemandem. Nahe daran steht eine Säule mit einer Kette: Die Narren, die sich daran hängen, sollen vernünftig werden.“

Ein ernster Seitenblick auf Baptist zeigte an, daß

in den letzten Worten der Professor nicht ohne alle Beziehung gesprochen hatte.

„Weiter aufwärts", docirte der unermüdliche Cicerone weiter, „erblickt man das Kloster zum heiligen Sergius, das über einer Grotte erbaut ist, in welcher, der Sage nach, die heilige Jungfrau mit Joseph und dem Christuskinde auf ihrer Flucht nach Aegypten Schutz gefunden hat.

„Jener uralte, unförmliche Bau ferner, dort, wo das Gebirge fast an das Nilufer grenzt, ist die sogenannte Kornkammer Joseph's. Manche halten das Gebäude für ägyptischen, Andere für persischen, wieder Andere für römischen Ursprungs. Abulfeda erwähnt desselben unter dem Namen des Feuerschlosses, weil die Perser darin ein ewiges Feuer unterhalten haben sollen. Die Römer benutzten das Gebäude als Caserne für eine der drei Legionen, mit welchen sie Aegypten beherrschten."

Auf der Rückkehr nach der Hauptstadt zeigte Larossossinier seinen Begleitern auch die Insel Roda, welche, mit Gärten und Landhäusern bedeckt, Alt-Cairo gerade gegenüber liegt und den Nil in zwei Arme theilt. Hier befindet sich der berühmte Nilmesser, eine achteckige Granitsäule, welche aus einem Becken emporsteigt. Die Maaße darauf sind roh, aber doch sehr deutlich angegeben.

Der Professor, obschon er die Insel Roda mit keinem Fuße betreten, war mit ihrem Innern doch so bekannt, als wenn er daselbst geboren wäre.

„In einem Garten dieser Insel", erzählte er unter Anderm, „steht auch der heilige Baum der Fatime. Er ist so alt, daß sein Hauptstamm fast ganz verwittert ist; aber die großen, zur Erde gebogenen Aeste treiben nach allen Seiten und zeigen eine Lebenskraft,

die Erstaunen erregt. Die türkischen Frauen, welche Nachkommenschaft wünschen, kommen daher zu diesem Baume, verrichten Gebete, schlagen einen Nagel ein und hängen ein buntes Bändchen daran. Daher der Baum mit Nägeln ganz bedeckt ist. Man sagt, daß diese Wallfahrt mehr als Einer geholfen hat."

Je näher Renouard und seine Gefährten den Thoren Cairo's kamen, desto menschenbelebter und geräuschvoller ward die Gegend. Die Hitze war unerträglich geworden. Baptist haschte und schlug in Einem fort nach einer Art boshafter Stechfliegen, die bald ihn, bald sein Maulthier auf das schonungsloseste maltraitirten. Je wüthender er gegen die malitiösen Feinde zu Felde zog, desto zudringlicher wurden sie. Wer sich weniger um sie bekümmerte, den belästigten sie auch weniger.

„Ich habe mir sonst, wenn in der Bibel von ägyptischen Landplagen die Rede war," sprach er, „nie einen deutlichen Begriff machen können; jetzt kann ich ihn mit beiden Händen greifen. Ein wahrhaft verwahrlostes Land, dieses Aegypten."

Während Baptist auf seinem Maulthiere mit wahrer Berserkerwuth gegen die Stechfliegen kämpfte, wurde die Aufmerksamkeit Renouard's, des Professors und Nurmahal's durch eine andere Erscheinung in Anspruch genommen, die sich ihren verwunderten Blicken darbot.

Unter der hin und wiederfahrenden, reitenden und gehenden Menge wurde nämlich mit Einem Male eine so außerordentliche Beweglichkeit sichtbar; Alles eilte mit solcher Geschwindigkeit den Stadtthoren zu oder flüchtete in die benachbarten Häuser der Vorstadt, daß die von ihrer Landpartie zurückkehrenden Franzosen schlechterdings nicht begreifen konnten, was die allgemeine Flucht zu bedeuten habe.

Selbst Baptist, wie tief er noch in dem Kampfe mit den Muskitos verwickelt war, ward endlich aufmerksam und blickte verwundert und erschrocken nach allen Seiten umher. Seine aufgeregte Phantasie stellte ihm allemal das Schlimmste vor.

„Das ist Rebellion," sprach er; „man wird sogleich mit der großen Sturmglocke läuten. Unfehlbar metzelt das Volk die Unsern im Innern der Stadt nieder. Es ist daher wohl nicht gerathen, jetzt nach Cairo zurückzukehren, sondern unser Heil im Freien zu suchen."

Was die Rebellion betraf, so schien Baptist bei dem Professor nicht ganz Unrecht zu haben; aber hinsichtlich der großen „Sturmglocke" hatte sich der ehemalige Gärtnerbursche zu Saint Maurice wieder eine zu unverantwortliche Demanti gegeben, die Larossossinier nicht ohne Rüge dahin gehen lassen konnte.

„In türkischen Städten", sprach er, „gibt's weder eine große noch eine kleine Sturmglocke. Es ist eine höchst bedauerliche Unwissenheit von Seiten Baptist's, daß er über einen so bekannten Gegenstand noch nicht bessere Einsicht erlangt hat, da er doch schon geraume Zeit in Aegypten lebt."

Zu jeder andern Zeit würde Larossossinier nicht verfehlt haben, einige schätzbare Notizen über die Glocken, als dem Christenthume eigenthümlich, folgen zu lassen; aber die Flucht der Aegypter nach allen Seiten und hauptsächlich nach dem Stadtthore, nahm einen zu auffallenden Charakter an, als daß er nicht das Glockenthema auf sich hätte beruhen lassen sollen.

Renouard sah ebenfalls ein, daß etwas Außergewöhnliches im Werke sei. Er hielt sein Pferd an und schaute aller Orten umher, um vielleicht irgendwo die Ursache der allgemeinen Flucht zu erblicken. Daß es keinen Aufstand gegen die Franzosen galt, erkannte er

alsbald daraus, weil man ihn und seine Gefährten längst angegriffen haben würde. Nurmahal war ganz derselben Meinung und blieb vollkommen ruhig. Nur dem Professor und Baptisten wollte die Rebellion schlechterdings nicht aus dem Kopfe. Ersterer hörte sogar schießen und rieth zu augenblicklicher Umkehr und Flucht in's Freie.

„Wahrhaftig, sie schießen," rief er in Einem fort.

Renouard und Nurmahal bestritten es.

„Von den Unsern ist wahrscheinlich schon Alles todt, sonst würden sie gewiß feuern."

„Ich kehre um," erklärte Larossossinier, als die Flucht nicht nachließ. „Unsern Alt-Cairo steht eine Batterie Sechspfünder. Hinter diese ziehe ich mich zurück. Ich habe schlechterdings keine Lust, mich hier massacriren zu lassen."

Vergebens hatte Renouard einigen schnell vorübereitenden Griechen französisch zugerufen und sich erkundigt, was die allgemeine Verwirrung zu bedeuten habe. Der Professor, in gleicher Absicht, suchte in allen arabischen Mundarten, deren er kundig, mit den Vorübereilenden in Unterhaltung zu treten; aber weder von Griechen noch Eingebornen war eine Antwort zu erhalten; so war Alles in der Flucht begriffen.

„Es wird mir immer unumstößlicher," meinte Larossossinier, da die Araber seine Fragen nicht beantworteten, „daß diese Kerle gar kein ordentlich Arabisch verstehen; ich kann mich nicht verständlicher ausdrücken, als ich es gethan habe."

Während die vier Reiter noch in einer Art Kriegsrath begriffen waren, ob sie vor- oder rückwärts sollten, und der Professor seine Beredtsamkeit aufbot, um Renouard für den Rückzug hinter die französischen

Batterien bei Alt-Cairo zu bewegen, kam eilenden Fußes im fliegenden Kaftan ein Jude daher.

„Gott Abraham's," rief er den Franzosen in ihrer Landessprache zu, „worauf wartet Ihr? Wollt Ihr eine Beute des verderbenvollen Kamsin werden? Flüchtet nach Eurem Quartier, so schnell Eure Thiere Euch zu tragen vermögen; in einer Viertelstunde ist er da!"

Mit diesen Worten eilte der Sohn Jacobs in verzweifelnden Sätzen dem Stadtthore zu.

„Wer ist in einer Viertelstunde da?" schrie ihm der Professor nach, der das Wort Kamsin nicht deutlich verstanden hatte; aber der Flüchtige war schon zu weit entfernt, als daß er weitere Auskunft hätte geben können.

„Der Kamsin," gab Baptist etwas zähneklappernd zur Antwort, „so ich recht gehört habe, wahrscheinlich ein blutgieriger Beduinenfürst, der Mann und Maus über die Klinge springen läßt. Daß Gott erbarm, und wir sind nur ihrer Vier; was vermögen wir gegen die Uebermacht?"

Bei dem Worte „Kamsin" warf Larossossinier einen Blick nach der Sonne, welche immermehr ihren Glanz verlor und eine violette Farbe annahm.

„Heiliger Gott!" rief er, und sein Gesicht nahm ebenfalls eine andere Farbe an, „sind wir denn allesammt mit Blindheit geschlagen? Rasch zur nächsten Caserne!"

Mit diesen Worten arbeitete er mit Verzweiflung in den Lenden seines Maulthiers, um es wo möglich in Galopp zu setzen.

„Nicht wahr, der schwarze Beduinenfürst ist uns auf den Fersen?" frug zagend Baptist.

„Schweig mit Deinem Beduinenfürsten," antwortete der Professor, indem er mit beiden Beinen seinen

Esel bearbeitete: „es ist der vergiftete Wind oder richtiger der Wind der Wüste, der Kamsin genannt; die Araber nennen ihn auch Samum oder das Gift; die Türken Chamyele oder den Wind aus Syrien, woraus das ebenso unrichtige als verwerfliche Samiel entstanden ist. Ob die Canaille fort will. Wo befindet sich die nächste Caserne? Wer doch unter Dach und Fach wäre!"

„Die Division Menou", berichtete Nurmahal, „ist in das koptische Kloster zum heiligen Johannes einquartiert, welches nicht weit vom Thore liegt."

„Welch ein Glück! jetzt vorwärts," trieb der besorgte Gelehrte. „Führe uns, guter Nurmahal; Du erfreust Dich eines vortrefflichen Ortsgedächtnisses und wirst die Caserne leicht zu finden wissen. Mit dem Kamsin ist nicht zu spaßen. Wenn er uns unterwegs überrascht, sind wir verloren. Seht Ihr nicht, wie sich der Himmel bereits verdunkelt und wie Alles geflüchtet ist? Auf, auf, daß wir die Caserne erreichen!"

Renouard, der alle Beschreibungen dieses Südwindes für übertrieben hielt, blieb, trotz des ängstlichen Drängens des Professors, sehr ruhig. Er konnte in einem bloßen Winde gar keine so große Gefahr erblicken und betrachtete daher, indem er gleichfalls sein Maulthier in Bewegung setzte, die plötzliche Veränderung der Atmosphäre mehr mit Verwunderung als mit Besorgniß.

Der vor Kurzem noch so belebte freie Platz, auf welchem man sich befand, war wie ausgestorben. Immermehr verlor die Sonne ihren Glanz, die Luft ward grau und staubig, ohne daß die Hitze bedeutend zugenommen hätte.

„Zehntausend Franken", sprach Larossossinier, dem Stadtthore zutrabend, „sind mir in diesem Augen-

blicke nicht so lieb, als meine Magerkeit, obschon sie zuweilen Schwachköpfen zur Zielscheibe ihrer Sticheleien dient. Die Wohlbeleibten und Vollblütigen können sich allesammt in Acht nehmen; auf sie hat es der Kamsin hauptsächlich abgesehen. Er treibt das Blut nach Kopf und Herzen. Convulsionen und häufig der Schlag sind die gewöhnlichen Folgen."

Baptist, dem bei des Professors medicinischen Auseinandersetzungen nicht wohl zu Muthe ward, erkundigte sich angelegentlich, ob er auch unter die vollblütigen Leute gehöre.

„Und ob!" tönte die verhängnißvolle Antwort; „ich dächte, Dein häufiges Nasenbluten gäbe den vollwichtigsten Beweis. Du hast Dich vor allen Dingen vor dem Kamsin oder Samum oder dem Chamyele der Türken in Acht zu nehmen."

Jetzt begann Baptist gleichfalls, seinem Esel zuzusetzen, um bald ein sicheres Unterkommen zu finden; denn er fühlte schon mit Entsetzen, daß ihm immer heißer um den Kopf wurde.

Eben als man das Thor passiren wollte, kam ihnen wie aus dem Schlunde eines Backofens ein so heißer und erstickender Luftstoß entgegen, daß die Maulthiere erschrocken zurückprallten und nicht vorwärts wollten. Die Hitze war so glühend, daß Renouard im ersten Augenblicke nicht anders glaubte, als innerhalb des Thores sei eine Feuersbrunst ausgebrochen.

Zum Glück war der heiße Stoß bald vorüber. Er hatte nur einige Secunden gewährt.

„Um Gotteswillen, die Taschentücher vor!" rief Larossossinier; „dem ersten Stoße folgen in der Regel mehrere."

Kaum hatte er dies gerufen, als eine neue

glühende Welle, Blut und Mark austrocknend, über die Reiter dahin fuhr.

Nurmahal verlor trotz des sinnverwirrenden Naturereignisses die Geistesgegenwart nicht. Sein treffliches Ortsgedächtniß kam ihm wahrhaft zu statten. Er bog auf dem kürzesten Wege im raschen Trabe nach dem Standquartiere der Division Menou ein.

Baptist war vor Hitze und Angst bereits mehr todt als lebendig. Er fuhr sich ununterbrochen nach dem Kopf, welchen er kitzelte und krabbelte, damit nicht ein Gehirnschlag erfolge.

Alle Straßen und freien Plätze waren wie zur Nachtzeit ausgestorben; rings herrschte ein wahrhaft grausenerregendes Schweigen. Alles hatte sich in die Häuser und Wohnungen geflüchtet und verschlossen. Die Sonne war immer dunkler geworden. Endlich schien sie nur wie eine dunkelrothe Scheibe in Staub und Nebel.

Den beiden ersten Luftstößen waren noch einige, aber von minderer Stärke gefolgt. Gleichwohl waren sie hinreichend, die Reiter fast dem Tode nahe zu bringen. Vergebens arbeitete in der glühenden und verdünnten Atmosphäre die Lunge nach Luft. Der Athem ward kurz und schwer, die Haut trocken, in Magen und Eingeweiden wühlte ein verzehrendes Feuer. Alle Gegenstände, die der Sonne ausgesetzt waren, selbst das Wasser, wurden heiß und glühend. Marmor, Eisen und Metalle überhaupt vermochte Einer nicht in der Hand zu behalten, also glühten diese Gegenstände vor Hitze.

Die vier Reiter waren nur noch einige Schritte von dem Kloster des heiligen Johannes entfernt, als die Hufe ihrer Maulthiere fast den Körper eines auf der Straße umgesunkenen, dürftig gekleideten Menschen berührten.

Trotz alles Abmahnens von Seiten des Professors stieg Renouard ab, um sich zu überzeugen, ob der Unglückliche wirklich todt oder noch zu retten sei; denn wenn er diesem glühenden Sonnenbrande und dem vergiftenden Hauche ausgesetzt blieb, war er unrettbar verloren.

Als ihn der menschenfreundliche Camille am Arme erfaßte, gewahrte er, daß es ein armer Fellah sei, der wirklich dem Kamsin unterlegen und bereits so zum Tode ermattet war, daß er sich nicht auf den Füßen zu erhalten vermochte. Renouard winkte daher seinem Nurmahal, welcher gleichfalls sein Maulthier verließ, und die beiden brachten den Halbohnmächtigen glücklich nach dem Klosterthore, wo Renouard sogleich Befehl gab, dem Unglücklichen die nöthige Hülfe angedeihen zu lassen.

Der Professor, so wie er sich wieder im Schatten befand, traf alle Anstalten, um die Wirkungen des Kamsins unschädlich zu machen. Er verordnete Einreibungen mit Essig und ließ sich am ganzen Leibe frottiren. Da sich nicht sogleich die gehoffte Transspiration einstellte, ward er sehr unruhig und fühlte sich mit sehr nachdenklicher Miene wiederholt an den Puls.

Sein wahres Glück war diesmal Baptist. Dieser verursachte ihm solchen Aerger, daß der Professor alsbald wie in einem russischen Dampfbade zu schwitzen begann. Der voreilige Bursche, der aller Augenblicke einen Gehirnschlag im Anzuge wähnte, hatte, so wie er vor Wind und Sonne in Sicherheit war, nichts Eiligeres zu thun, als den Kopf in einen Napf mit Wasser zu stecken, welches Experiment den Professor, der auch in der Medicin nicht unbewandert war, aus aller Fassung brachte.

„Wenn ich die erforderlichen Kräfte beisammen

hätte und nicht so eben frottirt würde," rief er, über Baptist's höchst undiätetische Wasserkur ganz aufgebracht, „so würde ich Dir eine Kopfnuß überantworten, von der sich Deine Nachkommen in künftigen Jahrhunderten noch mit gespitzten Ohren erzählen sollten. Sag' mir, ob Du rein toll bist, den Kopf in's kalte Wasser zu stecken! Du bringst Dich ja muthwilligerweise um's Leben. Das sind die Folgen Deiner Unwissenschaftlichkeit. Hättest Du die Nase in irgend eine Beschreibung Aegyptens gesteckt, anstatt nur immer den Frauen und Töchtern des Landes nachzuschauen, würdest Du wissen, daß gegen den Kamsin nichts schädlicher als kaltes Wasser ist."

Da während seiner Philippica der Redner, wie bereits erwähnt worden, in wohlthätige Transspiration gerieth, so glaubte er nichts Besseres thun zu können, als in seinem Fulminiren gegen Baptist's Undiätetik und Unwissenschaftlichkeit fortzufahren; seine Strafrede wollte gar kein Ende nehmen.

Baptist, der aus des Professors übergroßem Eifer die Folgerung zog, daß er diesmal am Rande des Grabes schwebe, rieb sich, um das Bad so unschädlich wie möglich zu machen, mit einem Handtuche fast das Bast von den Händen, welche verzweifelte Operation denn auch bei ihm die gute Folge hatte, daß er alsbald in denselben wohlthätigen Zustand überging, in dem sich der Professor befand.

Bereits nach anderthalb Stunden waren die Reisenden von dem schädlichen Einflusse, den der Kamsin auf sie hervorgebracht, vollkommen hergestellt und erhielten hinreichend Muße, über das außerordentliche und gefährliche Abenteuer Betrachtungen anzustellen. Nicht weniger denn drei Tage und drei Nächte mußten sie in dem Kloster des heiligen Johannes verwei-

len; so lange wehte der Wind der Wüste über Cairo, vertrieb alle lebendigen Wesen von Straßen und Märkten und hemmte jeglichen Verkehr.

Baptist wollte verzweifeln vor Langerweile, während Larossossinier das alte Kloster von Oben bis Unten durchkroch und manche Merkwürdigkeit aus dem Alterthume zu Tage förderte. Seine Ausbeute war so groß, daß er endlich den Kamsin ordentlich segnete, welcher ihn in dieses ergiebige Bergwerk geführt hatte.

Als Renouard am zweiten Tage des Exils den armen Fellah, welchem er das Leben gerettet und der eine abgelegene Zelle bewohnte, besuchte, um sich nach dem Befinden desselben zu erkundigen, erkannte der arme Mann seinen Retter sogleich wieder. Er fiel vor ihm nieder und umschlang seine Kniee mit Heftigkeit.

„Edler Fremdling des Abendlandes," rief er dankerfüllt, „hast Du gleich nur einem armen Fellah das Leben gerettet, so ist doch groß die Gnade des Herrn, und Dir soll zum Lohne die schönste Frauenblume werden, die einsam und verschleiert im Nilthale blüht und im rosenduftenden Gemache Deiner liebend harret."

Viertes Kapitel.

Mit finsterm Schweigen vernahm der Admiral Brüeys, in seiner Cajüte auf- und niederschreitend, den Bericht des Capitain Barré, welcher kenntnißreiche Offizier so eben von der Untersuchung des Hafens von Alexandrien zurückgekehrt war und mit aller Beredtsamkeit, die ihm zu Gebote stand, seinen Chef zu überzeugen

suchte, daß die Möglichkeit eines Einlaufens der Flotte in genannten Hafen wirklich vorhanden, und wie gefahrdrohend es sei, den Feind auf offener Rhede zu erwarten.

Während Barré noch sprach, langte ein Schreiben von Bonaparte an, worin Brüeys zum dritten Male vom Oberbefehlshaber gewarnt wurde, seinen gefährlichen Standpunkt zu verlassen und die Flotte nach Corfu oder Malta in Sicherheit zu bringen.

Unwillig warf der Admiral die Depesche bei Seite.

„Ich begreife nicht," rief er endlich, „wo für meine Stellung Gefahr herkommen soll. Werden wir angegriffen, so ist unsern Schiffen der schönste Raum zum Manövriren geboten; die Bewegungen werden durch die Küstenbatterien unterstützt, und sind wir ja gezwungen, zurückzugehen, können wir einen bessern Schutz finden, als unter den Kanonen von Abukir?"

In bescheidener und ruhiger Rede wagte Barré die gegentheilige Meinung zu vertheidigen. Er wies das Gefahrvolle eines Angriffs auf der Rhede mit großer geistiger Schärfe und Gewandtheit nach und schloß sich ganz der Ansicht Bonaparte's an, welcher rieth, mit der Flotte in den sichern Häfen von Malta oder Corfu Schutz zu suchen.

„Ich vermag den Gedanken nicht zu ertragen," versetzte Brüeys, „mich von Bonaparte und der Armee zu trennen."

„Wohlan, Admiral," beschwor Barré mit Feuer, „so ist der Hafen von Alexandrien der einzige wahrhafte Schutz für die Flotte. Ich lasse meinen Kopf zum Pfande, daß der mittlere Eingang wenigstens eine Tiefe von sechs Klaftern hat, also kein Hinderniß darbietet, dem größten Dreidecker das Einlaufen zu gestatten."

Der Admiral befand sich in einem Zustande der Ungewißheit und Unentschlossenheit, die ihn sichtbar aufzureiben schien und bei einem General en Chef von den traurigsten Folgen begleitet zu sein pflegt.

„Wohlan," rief er endlich, „die sämmtlichen Capitaine der Flotte sollen sich unverzüglich auf der Gallerie des Orients versammeln; ich werde einen Kriegsrath halten und darnach meine Maßregeln treffen. Tragt Sorge, Barré, daß sich die Offiziere so bald als möglich zusammenfinden."

„Der Himmel segne Euch für diesen Entschluß," versetzte der Capitain, indem er nach seinem Hute griff; „ich eile, Eure Befehle in Ausführung zu bringen. Wolle Gott, daß es nicht zu spät ist!"

Der Capitain verließ das Gemach, und Brüeys warf sich in der düstersten Stimmung in seinen Sorgenstuhl, wo er geraume Zeit in finsteres Hinbrüten versunken blieb.

Da knisterte leis die Cajütenthür, und der Chevalier Lacoste trat herein. So wie ihn der Admiral erschaute, sprang er auf und eilte ihm entgegen.

„Gott sei Dank," rief Brüeys, „da naht doch einmal ein Freund. Es ist Schade," fuhr er fort, „daß Ihr nicht ein wenig früher kamet; der Barré hat mir fürwahr den Kopf recht warm gemacht."

„Weshalb?" frug der Chevalier in theilnehmendem Tone.

„Das alte Thema," erwiederte Brüeys, „wegen unserer Stellung auf der hiesigen Rhede. Ich soll durchaus nach Corfu oder Malta oder in den seichten Hafen von Alexandrien."

„Thorheit," sprach Lacoste; „es kann ja gar keine günstigere Position geben, als die Rhede von Abukir, hinlänglich gesichert durch die gut aufgestellten Landbatterien."

„Das hab' ich auch gesagt," versetzte der Admiral, „aber Bonaparte und viele Andere beharren fest auf ihrer Meinung."

„Hoffentlich seid auch Ihr fest geblieben?" frug der Chevalier.

„Um für den Fall eines unglücklichen Ausgangs jeder Verantwortlichkeit überhoben zu sein," gestand der Admiral, „hab' ich einen Kriegsrath zusammenberufen."

Lacoste erbleichte.

„Um aller Heiligen Willen," rief er erschrocken, „wenn Ihr überstimmt werdet!"

Brüeys zuckte die Achseln.

„Dann", sagte er, „bin ich für etwaiges Unglück weniger verantwortlich."

Der Chevalier war in höchster Bewegung an das Cajütenfenster getreten und schaute nach den wehenden Wimpeln. Erst nachdem er sich überzeugt hatte, daß ein kräftiger Nordwind wehte, ward er etwas gefaßter. Nach einer Pause trat er auf Brüeys zu.

„Auf wann habt Ihr die Versammlung angesetzt?" frug er.

„Barré", erwiederte der Admiral, „ist bereits unterwegs, die Offiziere zusammenzuberufen."

„Ertheilt ihm Gegenbefehl," rieth Lacoste, „noch ist es Zeit."

Brüeys blickte den Sprecher verwundert an.

„Was habt Ihr gegen einen Kriegsrath?" frug er.

„Ihr vergebt Eure Autorität," erwiederte der Andere; „Ihr legt Eure Souverainität als Chef in die Hände von Subalternen. Ueberlegt ferner, daß nach einem nur zu wahren Sprichworte viele Köpfe viele Sinne haben. Es ist nichts schwieriger, als aus den verschiedensten Ansichten und Meinungen die Wahrheit ausfindig zu machen."

„Die Ansichten einsichtsvoller Männer über einen streitigen Fall anzuhören,“ erwiederte der Admiral, „kann meines Dafürhaltens meine Würde nicht beeinträchtigen.“

„Aber Ihr könnt in Euren zeitherigen Entschlüssen schwankend gemacht werden,“ sprach Lacoste; „schon das wäre ein Unglück. Ich beschwöre Euch, gebt den Kriegsrath auf!“

Brüeys ging einige Minuten schweigend im Gemache auf und ab.

„Nein,“ sprach er endlich mit Festigkeit; „es ist zu spät; Barré hat bereits meinen Befehl. Mag die Entscheidung ausfallen, wie sie will, mir bleibt demungeachtet unbenommen, nach eigenem Ermessen zu handeln.“

„Wohlan,“ sprach der Chevalier, „so erlaubt mir wenigstens, Euch in die Versammlung begleiten zu dürfen.“

„Ich bitte darum,“ erwiederte der Admiral, „und es soll mich freuen, wenn unsere Ansicht den Sieg erhält.“

„Apropos“, fuhr er nach einiger Zeit fort, „über Nelson keine Nachricht?“

„Der Himmel weiß,“ gab der Chevalier lachend zur Antwort, „in welchen Meeren sich der herumtreibt. Er soll in seiner Verzweiflung alle Küsten von Gibraltar bis Suez befahren und das Mittelmeer in den verschiedensten Richtungen durchkreuzt haben. Wahrscheinlich ist er nach England zurückgefahren, um das Dankesvotum des Parlaments ob seines glücklichen Kreuzzuges in Empfang zu nehmen.“

„Es wäre ein Glück, so Ihr Wahrheit sprächet,“ versetzte der französische Admiral, „denn ich muß Euch gestehen, daß mich der Gedanke, die englische Flotte vor Abukir erscheinen zu sehen, wie ein böser Schatten verfolgt. Wie zahllose Mal ich mich mit dem Feinde

zwischen Himmel und Wasser gemessen, so sehe ich in dem nächsten Zusammentreffen nur Unheil. Eine so trübe Ahnung wie diesmal habe ich nie empfunden, und vergebens sucht die Vernunft das trübe Gespenst niederzukämpfen."

„Diese Stimmung ist so schwer nicht zu erklären," beruhigte Lacoste; „die in Eure Hand gegebene Verantwortlichkeit ist wahrhaft unermeßlich. Bedenket, daß nicht allein das Heil und Wehe der ganzen riesenhaften Expedition von Euren Beschlüssen abhängt, sondern daß es sich auch um das Sein oder Nichtsein eines vortrefflichen Heeres und eines der größten Feldherrn des Jahrhunderts handelt."

Während Brüeys mit dem Chevalier noch im Gespräch begriffen in der geräumigen Admiralscajüte auf und niederschritt, von bangen Ahnungen und Zweifeln gefoltert; während letzterer im Innern die Engländer herbeiwünschte, die seiner Berechnung nach nicht mehr weit entfernt sein und deren Flaggen jeden Augenblick am Horizonte erscheinen konnten, hatten sich, der Aufforderung des Admirals zu Folge, sämmtliche Commandeurs und Capitaine der französischen Flotte auf der Gallerie des Orients zum Kriegsrathe versammelt.

So wie Brüeys, von dem Chevalier gefolgt, auf dem Verdeck erschien, entblößte Jedermann sein Haupt, und nach einigen einleitenden Worten von Seiten Brüeys begann die Verhandlung über die Frage, ob die Flotte in ihrer dermaligen Position auf der Rhede von Abukir verbleiben oder nach Corfu oder Malta unter Segel oder endlich in den Hafen von Alexandrien vor Anker gehen solle?

Es entspann sich eine äußerst lebhafte Debatte. Die Partei unter Barré und Capitain Thevenard, Commandanten des Aquilon, welche für den Hafen

von Alexandrien stimmte, war sehr bedeutend; geringer die Anzahl derer, die für den Aufbruch nach Corfu oder Malta sprachen. Nur Wenige und darunter alle Diejenigen, welche nicht den Muth hatten, dem Admiral zu widersprechen, stimmten für die Rhede von Abukir.

In der gewandten Redeweise des Chevalier Lacoste besaß letztere Partei zwar einen sehr talentvollen Führer, aber seine Dialectik vermochte gegen den praktischen Verstand der Gegner doch nichts auszurichten. Dem Chevalier war es übrigens auch nur darum zu thun, die Verhandlung so viel wie möglich in die Länge zu ziehen.

Fast zwei Stunden waren über die Discussion der wichtigen Frage verflossen, und der parlamentarische Sieg neigte sich entschieden auf die Seite der Gegenpartei des Admirals, als plötzlich ein Schiff, das sich auf der hohen See zeigte und mit allen Segeln daher kam, die Aufmerksamkeit Aller in hohen Anspruch nahm.

Das daherfliegende Schiff ward alsbald für das französische Kriegsschiff l'Heureux erkannt.

Brüeys, an die Brustwehr des Orients gelehnt, verwandte kein Auge von dem Segler, der vom günstigsten Winde gegen die Flotte getrieben ward. Sein Blick starrte düster über das Meer hinaus.

„Dieser Heureux," sprach er dumpf, von neuer Ahnung gequält, „bringt kein Glück."

Aller Augen waren erwartungsvoll auf das daherkommende Schiff gerichtet.

Plötzlich entfaltet es seine Signale. Alle Welt geräth in die außerordentlichste Bewegung — das näher kommende Schiff verkündet die englische Flotte.

Wirklich taucht auch nach Verlauf von wenigen Minuten ein Segel nach dem andern am Horizonte empor. Derselben werden immer mehr, je länger der

Blick nach Norden schaut. Bald ist der ganze Gesichtskreis davon bedeckt. Es ist kein Zweifel mehr — es sind die lange gefürchteten Engländer; es ist Nelson mit seiner ganzen Flotte.

Augenblicklich ertheilt der französische Admiral, in dem bei der näherkommenden Gefahr Kühnheit und Entschlossenheit wieder die Oberhand gewinnen, den Befehl, sich zum Kampfe zu rüsten.

„Auf, meine Herren!" ruft er, „an Eure Plätze; Bonaparte und Frankreich ist die Loosung! Der Feind soll an uns seinen Mann finden. Wir wollen ihn ruhig erwarten." Dann wendet er sich zu Lacoste, der sich ob des Erscheinens der Engländer außerordentlich erschrocken stellt, aber der daherrauschenden Flotte lachenden Herzens entgegenschaut, und spricht mit bitterm Lächeln: „Chevalier, verschafft Euch künftig bessere Nachrichten über Nelson und seine Schiffe."

Alle Capitaine verlassen kampfeslustig unter dem Rufe: „Frankreich und Bonaparte!" den majestätischen Orient; nur der unerschrockene Barré, einen Blick nach der immer näher kommenden feindlichen Flotte werfend, hat den Muth, vor Brüeys zu treten.

„Admiral," spricht er mit bescheidener Festigkeit, „nur ein Wort erlaubt einem Offizier, den Ihr so oft durch Eure Gnade ehrtet."

Brüeys, von der Zeit gedrängt, macht ein Zeichen der Ungeduld.

„Was soll's noch?" fragt er, „ich habe meine Befehle gegeben."

„Würde es nicht besser sein," gibt Jener zu bedenken, „anstatt vor Anker liegend den Feind zu erwarten, ihm entgegen zu gehen und dergestalt zu manövriren, daß wir ihn zwischen zwei Feuer bringen, zwischen das unsrer Flotte und das der Landbatterien?"

„Wenn ich Eures Raths bedarf, Capitain," erwiedert Brüeys, über Barré's Belehrung ziemlich ungehalten, „werde ich darnach fragen lassen. Für jetzt kennt Ihr Euren Posten."

Der Offizier verneigte sich und kehrte nach seinem Schiff zurück; aber sein Herz blutete bei dieser Unbeweglichkeit der französischen Flotte. Auf den Schiffen selbst herrschte indeß, wegen des urplötzlichen Erscheinens der Feinde, eine Lebendigkeit, die fast an Verwirrung grenzte.

Von der Abendsonne beleuchtet gewährte die feindliche Flotte einen majestätischen Anblick. Einen Raum von mehreren Stunden einnehmend, kam sie mit vollen Segeln daher.

Voran gingen fünf der imposantesten Linienschiffe, der Goliath, der Zealous, der Orion, der Audacious und der Theseus.

Auf der Gallerie des Vangard, der unmittelbar folgte, lehnte der britische Seeheld und schaute hinüber nach der Rhede von Abukir. Da stand sie in Schlachtordnung, jene Flotte, die er an allen Küsten, in allen Meeren gesucht und welcher er den Untergang geschworen hatte. Sein Herz brannte nach Kampf.

Kaum hatte er durch sein Telescop die feindliche Linie recognoscirt, als einer der kühnsten und verwegensten Gedanken sein Gehirn durchzuckte.

„Meine Herren," sprach er zu den ihn umstehenden Generalstabsoffizieren, „wo ein französisches Schiff Raum zur Schwenkung hat, muß für ein britisches Raum zum Angriffe sein. Darum soll unsre erste Division zwischen dem Lande und der feindlichen Linie Posto fassen, während wir von der Seeseite angreifen. So bringen wir den Feind zwischen zwei Feuer."

Viele der Offiziere erschraken ob dieses außeror-

dentlich verwegenen Plans und äußerten ihre Bedenklichkeiten.

„Nichts da," rief der große Seeheld, von seiner Idee begeistert, „keine Widerrede! Es wird gehen. Es muß gehen. Vollziehet meine Befehle!"

In der That traf gleich darauf die englische Flotte Anstalt, das geniale Manöver in Ausführung zu bringen. Ein Theil derselben nahm seine Richtung, um zwischen dem Lande und im Rücken der französischen Linie hindurchzubrechen, während die andre Hälfte vor der feindlichen Fronte auf Schußweite Anker warf. So wurden die Franzosen nicht nur von beiden Bords, sondern auch vom Spiegel angegriffen.

Die oben genannten gewaltigen Kriegsschiffe: Goliath, Zealous, Orion, Audacious und Theseus nahmen innerhalb der französischen Linie ihre Stellung. Der Vangard, das englische Admiralschiff, ankerte zuerst auf der Außenseite der Franzosen und stand dem Spartiate unter Capitain Emeriau, dem dritten Schiffe der französischen Linie, gegenüber.

Mit vieler Ruhe und Entschlossenheit erwarteten die Franzosen den Feind. Keine Flagge ward aufgezogen, keine Kanone abgefeuert, bis die Engländer in die gehörige Nähe gekommen waren.

Der französische Admiral, der sich mit seinem ganzen Generalstabe auf der Gallerie des Orients befand, beobachtete mit steigender Verwunderung das heldenkühne Manöver seines Gegners. Er sowohl wie seine Offiziere glaubten kaum ihren Augen trauen zu dürfen, als sie die gewaltigen Dreidecker des Feindes im Rücken ihrer eignen Flotte dahin segeln sahen. Niemand hatte ein solches Unternehmen für möglich gehalten. Jetzt aber erkannte Brüeys, wie weise es gewesen, wenn er dem Rathe Barré's gefolgt wäre. Ganz in

dieselbe gefährliche Lage, in die er jetzt gebracht war, konnte er mit weit geringeren Schwierigkeiten die Engländer versetzen.

Es war Abends halb sieben Uhr am ersten August 1799: eben sank die Sonne, die beiden gewaltigen Flotten der zwei großen Nationen mit rothem Feuer begrüßend, hinter die Palmen des Nilthals, als der Vangard Stellung genommen und sogleich mit einem furchtbaren Feuer gegen den gegenüberstehenden Spartiate die verhängnißvolle Schlacht eröffnete. Auf die tiefste, unheimlichste Stille folgte plötzlich der betäubendste Kanonendonner. Weit hin über die blauen Wellen des Mittelmeeres, weit hin über das Land Aegypten rollte das verheerende Gewitter des englischen Admiralschiffes, welches das Signal zum großen Vernichtungskampfe den fernsten Gegenden verkündete. Der tapfere Spartiate antwortete nicht minder energisch.

Nach und nach langten die englischen Linienschiffe, Minotaur, Defence, Bellerophon, Majestic, Swiftsure und Alexander an, und gingen unter dem Feuer des Vangard durch, um ihren Posten einzunehmen.

Der Wind war Nord-Nordwest und wehte gelinde, was die Seefahrer eine Bramsegelkühle nennen.

Kaum war die Sonne gesunken, als die Dunkelheit, wie dies unter den Wendekreisen der Fall ist, mit außerordentlicher Schnelligkeit hereinbrach. Der englische Seeheld, blos die Vernichtung des Feindes vor Augen, frug weder nach Tag noch Nacht. Bereits um sieben Uhr, da es vollkommen finster geworden, gab er Befehl, die zahlreichen Beleuchtungen aufzustecken.

In wenig Minuten war die englische Flotte illuminirt. Sie gewährte den herrlichsten Anblick. Ueberall loderten zahlreiche Kienkörbe zum Nachthimmel. Dazu die weiterleuchtenden Geschütze, das unaufhörliche Rollen des Donners.

Allmälig wird die Schlacht allgemeiner. Das Nachtstück gewinnt an Großartigkeit und furchtbarer Schönheit. Vergebens bemüht sich die Phantasie, ein einigermaßen entsprechendes Bild zu liefern.

An der Spitze der französischen Linie kämpft der französische Dreidecker, der Guerrier unter Capitain Trullet. Er hat das Feuer von fast allen englischen Schiffen auszuhalten, die rechts und links vorbeigehen, um ihre Stellung zu nehmen. Von so zahlreichen Vulkanen von allen Seiten her begrüßt, kämpft der wackre Franzose vergebens mit Heldenmuth. Die Mannschaft verrichtet Wunder von Tapferkeit; nichtsdestoweniger fällt der Guerrier nach einem verzweifelten Widerstande als erstes Opfer in dieser furchtbaren Schlacht. Bereits nach einer Stunde liegt die Hälfte seiner Mannschaft niedergeschmettert, sind seine Geschütze zerstört, sein Tauwerk zerrissen, seine Masten gebrochen. Nur noch ein Wrack und nicht mehr im Stande, sich zu vertheidigen, muß er sich den Engländern ergeben.

Kaum sind zehn Minuten nach dieser ersten Eroberung verflossen, als die Masten des Conquerant, commandirt vom Capitain Dabarade, zusammenbrechen und seine untern Räume, deren Wände von zahllosen Kugeln durchlöchert sind, sich mit Wasser füllen.

Immer wilder brauset die Schlacht; bald kämpft Schiff gegen Schiff; das Meer, von dem furchtbarsten Kanonendonner erschüttert, rauscht und schäumt wie bei einem Sturme. Die entsetzten Wellen bäumen hoch auf an die Küsten von Abukir. Noch nie wissen sie sich eines ähnlichen Kampfes zu entsinnen; noch nie haben sie vernommen, daß sich der Mensch auf solche, Meer, Himmel und Erde erschütternde Weise bekämpft, obschon sie seit Jahrtausenden die Gestade Aegyptens bespülen.

Dem Untergange des Conquerant folgt in kurzem Zeitraume der prächtige Spartiate, diesem der Aquilon unter Capitain Thevenard, welcher Letzterer seinen Tod heldenhaft auf der Wachtbank findet. Nach dem Aquilon erleidet der Peuple Souverain dasselbe Schicksal. Die letzten beiden genannten gewaltigen Dreidecker bildeten das vierte und fünfte Schiff in der französischen Linie.

Seit dem Anfange der Schlacht befand sich der Admiral Brüeys mit seinem ganzen Generalstabe auf dem Verdecke des Orients, von wo herab der Ordonnateur der Flotte und etwa zwanzig Mann Marinesoldaten ein Kleingewehrfeuer unterhielten. Dies war Alles, was man in der Eile an Schützen hatte herbeischaffen können.

Mit wildem Schmerze gewahrte der französische Admiral, wie von seinen Schiffen eins nach dem andern genommen und seine Linie immer unheildrohender durchbrochen wird. Die Gallerie des Orients ward von dem heftigsten feindlichen Feuer bestrichen. Mitten unter diesem Kugelregen schritt Brüeys, seine Befehle ertheilend, auf und nieder. Vergebens beschwor ihn der Capitain des Orients, der Divisionschef Casabianca, den gefährlichen Posten zu verlassen und sein Leben als Oberbefehlshaber nicht in solchem Grade den feindlichen Kugeln auszusetzen. Der Admiral achtete nicht der Warnung, obschon die Mannschaft rings um ihn her von den verheerenden Salven der näher und näher rückenden Engländer zu Boden geschmettert wurde. Ruhig blickte er in die glühenden Geschützmündungen, welche ununterbrochen arbeiteten und den Orient mit Kugeln überschütteten.

Die Schlacht tobt seit einer Stunde. Brüeys ist bereits zweimal verwundet. Jedesmal geht er ruhig

in die Cajüte, läßt sich verbinden und kehrt mit gleichem Todesmuthe auf die Gallerie zurück. Er muß über zahlreiche Todte und Verwundete hinwegsteigen. Blut überströmt das ganze Verdeck. Nichts stört ihn in seiner Ruhe. Wieder schaut er düstern Blickes hinüber nach den glühenden Mündungen, während unter ihm seine zwölf- und sechsunddreißigpfündigen Batterien gleich feuerspeienden Vulkanen Tod und Verderben nach allen Seiten schleudern.

Da schien endlich der Todesengel, nachdem er den französischen Admiral wiederholt gewarnt, dem herausfordernden Trotze des verwegenen Sterblichen zu willfahren. Unmittelbar nach acht Uhr streckte ihn eine Stückkugel zu Boden. Erschrocken eilt der Chef des Generalstabs der Flotte, der nachmalige Contreadmiral Gantheaume, herbei, und gibt Befehl, den tödtlich Verwundeten nach der Cajüte zu bringen.

„Nein," ruft Brüeys, den nahen Tod fühlend, mit fester Stimme, indem er Gantheaume die Hand drückt, „ein französischer Admiral muß auf seinem Posten, auf dem Quatredecke sterben!"

Es sind seine letzten Worte. Nach einer Viertelstunde ist er nicht mehr. Unmittelbar nach dem Falle des Admirals werden der Capitain des Orients, der bereits oben erwähnte Casabianca, so wie dessen Fregattencapitain, schwer verwundet nach dem Verbandorte gebracht.

Durch diesen dreifachen Verlust erbittert und zur Rache entflammt, verdoppelt die Mannschaft des Orients ihre Anstrengung. Dieses majestätische Linienschiff verwandelt sich in eine wahre Höllenbastion. Seine Batterien rings umher richten die entsetzlichste Verheerung an.

Das englische Linienschiff „Bellerophon," welches

herankam, um sein Glück gegen den Orient zu versuchen, verlor in wenig Augenblicken seine sämmtlichen Masten und die Hälfte seiner Mannschaft. Uebelzugerichtet und vom Untergang bedroht, suchte es die Flucht zu ergreifen; aber es war bereits zu sehr beschädigt, um manövriren zu können, und wurde vom Winde gerade in das Feuer der französischen Arrieregarde getrieben, wo es die ganze Linie passiren mußte. Es empfing die Lagen des Tonnant, des Heureux und des Merkurs. Gleichwohl gelang es ihm, fortwährend dem Untersinken nahe, über die französische Linie hinauszukommen und sich zu retten.*)

Auf dem französischen Schiffe Franklin ward der Contreadmiral Duchayla gleichfalls schwer verwundet. Seine Wunde verhinderte ihn zu sehen. Als man ihm daher die Nachricht brachte, daß nur noch drei Geschütze bedienungsfähig wären, rief er: „Schießt immer zu, unser letzter Schuß kann dem Feinde noch verderblich werden.“

Fast um dieselbe Zeit ward auch Nelson von einer Kugel zu Boden geworfen. Er selbst glaubte sich tödtlich verwundet, so daß er nach einem Geistlichen verlangte; doch zeigte sich späterhin seine Wunde wenig gefährlich.

Im Verlaufe der Schlacht hatten sich allmälig mehrere englische Schiffe zur Bekämpfung des Orients vereinigt. Man griff das französische Admiralschiff nicht nur von beiden Seiten, sondern auch im Rücken an. Der Contreadmiral Gantheaume ließ daher das Ankertau verlängern, um eine freiere Stellung zu er-

---

*) Es ist derselbe Bellerophon, dessen Gastfreundschaft 1815 weltgeschichtliche Bedeutung erhielt.

halten und um sein Kanonenfeuer gegen die Schiffe zu richten, die am gewaltigsten auf ihn eindrangen.

Während der ganzen Schlacht hat der Chevalier Lacoste wenig Antheil am Kampfe genommen. Seit dem ersten Kanonenschusse ist er in die Verbandcajüte zurückgekehrt, wo er den Wundärzten, die alle Hände voll zu thun haben, Beistand leistet. Er selbst ist nicht ohne Kenntnisse in der Chirurgie, wovon er jetzt Gebrauch macht. Dieser wundärztlichen Praxis ist es wohl auch zuzuschreiben, daß ihn der Tod seines Freundes, des Admirals Brüeys, sehr ruhig läßt. Von Zeit zu Zeit verläßt der Chevalier das Verbandzimmer und zieht Erkundigungen über den Stand der Schlacht ein. Dieser scheint ihm nicht der übelste zu sein. Als jedoch der Orient den Bellerophon entmastet und in die Flucht treibt, wird er sehr nachdenklich, und eine Idee scheint ihm durch den Kopf zu gehen.

„Ich muß Nelson die Sache ein wenig erleichtern," spricht er für sich und verschwindet auf einige Zeit in den untern Räumen, wo viele zündbare Stoffe angehäuft liegen.

Plötzlich, mitten im fürchterlichsten Kampfe, als eben der Orient gezwungen ist, sich gegen vier feindliche Schiffe zu schlagen, als alle seine Batterien arbeiten und das Schiff sich gegen die feindliche Uebermacht mit wahrhaft großartigem Heldenmuthe vertheidigt, bemerkt Gantheaume, wie aus den Luken des Hinterdeckes eine Flamme emporschlägt.

Der Schreckensruf „Feuer!" geht durch das ganze Schiff. Selbst der Beherzteste kann sich bei diesem Rufe eines Schauers nicht erwehren. Sofort entsendet der Admiral alle einigermaßen entbehrliche Mannschaft zur Dämpfung des Brandes. Mitten im Kugel-

regen kämpft man mit Todesverachtung, um der Flamme Herr zu werden. Vergebens; das furchtbare Element greift weiter um sich. Flackernd steigt die Feuersäule empor, das gesammte Takelwerk geräth in Brand.

In dieser furchtbaren Lage befiehlt Gantheaume, das Feuer der Zwölfpfünder-Batterie einzustellen; die sämmtliche Mannschaft muß auf's Verdeck und löschen helfen. Aber fast sämmtliches Löschgeräth ist von Kugeln durchlöchert, die Feuereimer sind umgestürzt, von Trümmern bedeckt; hat man auch rettende Hände, so fehlt es an Werkzeug zum Löschen.

Immer verzweifeltere Fortschritte macht das Feuer; das ganze Takelwerk steht in Flammen, die Masten beginnen zu glühen und drohen zu brechen. Die Mannschaft kämpft gegen die Engländer und gegen das Feuer mit einer Entschlossenheit, die ihres Gleichen sucht.

Bald entsinkt aber auch dem Kühnsten der Muth. Die Flammen sind bereits bis zum Castell der Zwölfpfünderbatterie gedrungen. Die brennenden Masten stürzen zusammen, Alles unter sich begrabend und das Feuer über das ganze Schiff verbreitend.

Trotz dieser furchtbaren Katastrophe feuert die Batterie der Sechsunddreißigpfünder in Einem fort.

Jetzt läßt Gantheaume alles Feuern einstellen und befiehlt dem Kalfaterobermeister, die Pulverkammer unter Wasser zu setzen. Als er auf das Verdeck zurückkehrt, schlagen ihm die Flammen von allen Seiten entgegen. Bald kann er weder vor- noch rückwärts; um dem Feuertode zu entgehen, stürzt er sich über die bereits brennende Brustwehr in's Wasser. Halb verbrannt gelingt es ihm, einen Kahn zu erreichen und sich an's Land zu retten, wo er halb todt in den Wüstensand sinkt. Nichtsdestoweniger strömen Thränen

bei dem Anblicke des entsetzlichen Unglücks über die Wange des sonst so eisernen Kriegers.

Der flammende Orient erleuchtet weit und breit das grause Nachtstück. Man kann die Stellung der feindlichen Flotten deutlich erkennen und sogar die einzelnen Flaggen unterscheiden. Der Kanonendonner währt nur an einzelnen Stellen der beiden Schlachtlinien fort.

Es ist Nachts zehn Uhr, der Orient rettungslos verloren. Das ganze Wrack gleicht nur noch einem ungeheuern Feuerklumpen. Das Meer beginnt zu kochen unter der flammenden Last. Es brauset und schäumt bei dem zahlreich herabstürzenden glühenden Eisen- und Holzwerke. Da zuckt ein weißer Feuerstrahl zum Himmel, Meilen weit treten Meer und Land einen Augenblick in feenhafte Verklärung. Ein Knall wird vernommen, wie wohl noch nie in diesen Gewässern einer gehört worden — Frankreichs Admiralschiff, der Orient, dieses stolze, prächtige Gebäude von hundertundzwanzig Kanonen, das Diadem und der Stolz der französischen Marine, ist mit tausend Mann und sechsmalhunderttausend Pfund Sterling am Bord in die Luft geflogen.

Der Commandant dieses Schiffes, der Divisionschef Casabianca, der schwer verwundet in seiner Cajüte lag, ist sammt seinem Sohne, einem Knaben von neun Jahren, dem Lieblinge Bonaparte's, der schon während der Schlacht seltene Beweise seines Muthes gab, zu Grunde gegangen. Ein Matrose wollte den Knaben retten, aber dieser umklammerte seinen sterbenden Vater mit aller kindlichen Liebe und ließ sich im Leben und im Tode nicht von ihm trennen.

Die Explosion des Orients war Mark und Bein erschütternd; sie war verheerend. Jedes lebende We-

sen, das sich in der Nähe befand, wurde erschlagen oder von den Wellen verschlungen. Kanonen, Waffen, Schiffstrümmer, bis zu einer merkwürdigen Höhe geschleudert, fielen weit und breit zermalmend nieder, Engländer und Franzosen in den Grund des Meeres schmetternd.

Auf den furchtbaren Donnerschlag, der Himmel und Erde erbeben machte, folgte eine Grabesstille. Man vernahm nur das Rauschen und Branden des empörten Meeres.

Ungefähr siebzig Mann von der Besatzung des Orients wurden von den Engländern durch ausgeschickte Boote gerettet; einige andere hatten auf Trümmern das Land erreicht.

Die Grabesstille nach der entsetzlichen Katastrophe währte ungefähr eine halbe Stunde; da verkündete der sich von Neuem erhebende Kanonendonner, daß der Durst der Menschen nach Kampf, nach Blut und Vernichtung noch nicht gestillt sei.

Außer den bereits oben erwähnten fünf Schiffen hatten sich auch der Franklin, das sechste in der französischen Linie, den Engländern ergeben.

Der Tonnant, unmittelbar dahinter, obschon entmastet, war nicht zu erobern. Unerschütterlich wehte seine Flagge. Dem Commandanten, Dupetit-Thouars, riß eine Kanonenkugel beide Schenkel hinweg. Auch er wollte seine Wachtbank nicht verlassen, als eine zweite Kugel ihn des Armes beraubte. Er verlangte eine Pfeife, rauchte einige Minuten und rief sodann: „Besatzung des Tonnant, ergebt Euch nie!"

Das Schiff ward von den Engländern wiederholt zur Uebergabe aufgefordert.

„Nur mit meinem Tode", antwortete der kühne Seeheld, „streiche ich meine Flagge." Darauf befahl

er, seinen Körper lieber in's Meer zu werfen, als den Britten in die Hände fallen zu lassen.

Der Merkur und Heureux waren während der Schlacht gestrandet und wurden durch fortgesetzte Angriffe genöthigt, sich zu ergeben.

Das Kanonenfeuer währte bis Morgens drei Uhr, wo allgemeine Ruhe eintrat; doch so wie der Tag graute, erhob sich von Neuem das Gefecht.

Die französische Fregatte Artemisia gab mit erstem Tageslichte noch eine Salve und strich dann ihre Flagge. Aber ihr Capitain legte Feuer an und entrann mit einem Theile der Mannschaft nach der Küste.

Die Fregatte Serieuse leistete dem englischen Schiffe Goliath, das ihr an Macht doppelt überlegen war, den kräftigsten Widerstand. Von Kugeln durchlöchert, sank sie, blieb aber auf einer Untiefe sitzen. Hier vertheidigte sich die tapfere Mannschaft so lange, bis sie eine ehrenvolle Capitulation erlangte.

Durch diese glücklichen Erfolge wurde es den Engländern möglich, auch den Rest oder die Arrieregarde der französischen Flotte anzugreifen.

Am zweiten August währte das Kanonenfeuer Mittags noch immer fort; allein die Wegnahme der bedeutendsten Schiffe, so wie das Auffliegen des Orients hatte Alles entschieden. Von diesem Augenblicke an war die Schlacht für Frankreich verloren.

Admiral Villeneuve nahm mit seiner Division nur schwachen Antheil am Gefechte. Zwei Uhr Nachmittags gab er das Zeichen zu dem: „Rette sich, wer kann.“ Er ließ die Taue kappen, suchte mit den Schiffen Wilhelm Tell, worauf er sich selbst befand, mit dem Genereux, der Diane und Justice aus voller Macht das Weite. Zwei dieser Schiffe erreichten Corfu; die beiden andern liefen in den Häfen von Malta ein.

Am dritten August wehte noch die dreifarbige Fahne auf den entmasteten und übelzugerichteten Timoleon und Tonnant. Nelson, der sie wegen ihrer übeln Lage nicht berücksichtigt hatte, dachte jetzt sich ihrer zu bemächtigen. Der Timoleon warf sich aber vorsätzlich auf den Strand, wo ihn sein Capitain, nachdem die Mannschaft gerettet, in Brand stecken ließ.

Die Besatzung des Tonnant, obschon aller Hülfsmittel beraubt, fuhr gleichwohl fort, sich zu vertheidigen; der Kampf konnte unter solchen Umständen nicht von langer Dauer sein. Auch dieses letzte Schiff fiel endlich in die Hände des Feindes.

So endete die Seeschlacht bei Abukir, welche von den Siegern auch häufig die Schlacht am Nile genannt wird. Sie war eben so gewaltig in ihrer Erscheinung, wie unermeßlich in ihren physischen und moralischen Folgen. Nicht nur, daß die Franzosen den Verlust einer der schönsten Flotten, deren Herstellung so außerordentliche Summen gekostet, zu beklagen hatten, daß sie ferner zehntausend Mann an Todten und Verwundeten, darunter eine große Anzahl der erfahrensten Offiziere verloren; so war auch nun das Expeditionsheer vom Mutterlande gänzlich abgeschnitten. Ferner erklärte in Folge dieser Schlacht die von England aufgereizte Türkei Frankreich den Krieg, und Europa bekam Muth zu einer neuen Coalition, furchtbarer als alle die frühern.

Fünftes Kapitel.

Bonaparte kehrt so eben von seinem Zuge gegen Ibrahim, welchen Bey er, wie wir oben gesehen haben,

nach Syrien geworfen, nach Cairo zurück; als er, unfern dieser Stadt, von Kleber, dem Commandanten von Alexandrien, die verhängnißvolle Depesche über die verlorene Seeschlacht erhält.

Einige Augenblicke steht er, nach Ueberlesung der Unglücksbotschaft, in tiefes Schweigen versunken. Dann spricht er, scheinbar mit der größten Ruhe, ganz kalt:

„Wir haben keine Flotte mehr! Wohlan, wir müssen also entweder in diesem Lande bleiben oder auf eine große Art, wie die Alten, aus demselben gehen!"

Da dieses Ereigniß unmöglich lange verborgen bleiben konnte, so ist Bonaparte klug genug, dasselbe, so wie er in Cairo eintrifft, der Armee bekannt zu machen. Der Gleichmuth und die Sicherheit, mit der er dies thut, verfehlt ihren Eindruck auf die Soldaten nicht. Der Gedanke, daß die Rückkehr nach Europa abgeschnitten, der so Manchem das Herz schwer gemacht und die Phantasie verdüstert hat, wird weniger schrecklich. Man gewöhnt sich daran und schließt sich nur inniger dem Feldherrn an, von dessen Sterne das Wohl oder Wehe jedes Einzelnen abhängt.

Bonaparte's erstes Augenmerk ist auf die Herstellung einer neuen Flotte gerichtet. Er will mit derselben die Pforte im Zaume halten und mit dem Mutterlande in Verbindung bleiben. Er ertheilt daher dem Contreadmiral Gantheaume den Befehl über alle Fahrzeuge, die in Alexandrien eingelaufen sind oder sich unter die Kanonen von Abukir gerettet haben.

Wenn man während des Winters alle die französischen Kriegsschiffe, die sich in den verschiedenen Häfen des Mittelmeeres befinden, vereinigt, so bringt man eine Flotte von zehn Linienschiffen und eben so viel Fregatten zusammen. Er schreibt dem Admiral Villeneuve, diese Vereinigung zu bewerkstelligen.

Inmitten der unermeßlichen Geschäfte und Sorgen, die in Folge des großen Schlags von Abukir auf seinem Haupte ruhen, vergißt Bonaparte nicht, zu Denjenigen als Freund und Tröster zu sprechen, die theure Verluste zu beweinen haben.

Dem Viceadmiral Thevenard, Vater des Capitains vom Aquilon, der in der Seeschlacht getödtet ward, schreibt er Worte des Trostes. Er spricht als Krieger zu einem Vater, der Mann und Soldat ist.

Um von der Wittwe des Admiral Brüeys verstanden zu werden, spricht er eine andere Sprache.

„Ich empfinde lebhaft Ihren Schmerz," schreibt er. „Der Augenblick, der uns von einem theuren Gegenstand trennt, ist schrecklich. Er macht uns einsam auf dieser Erde. Er läßt den Körper die Qualen des Todeskampfes empfinden. Alle Fähigkeiten der Seele sind erloschen, und sie steht mit der Außenwelt nur durch ängstliche Träume in Verbindung. Die Menschen erscheinen dem von solchem Verluste Betroffenen kälter und egoistischer, als sie es in der That sind. In dieser Lage fühlt man, daß, wenn uns nichts an's Leben knüpfte, der Tod weit vorzuziehen wäre. Doch wenn man nach diesen ersten Gedanken seine Kinder an's Herz drückt, beleben Thränen, sanfte Gefühle von Neuem die Natur, und man lebt für die Kinder.

„Ja, Madame, öffnen Sie Ihr Herz bei dem Anblicke Ihrer Kinder einer sanften Trauer. Sie werden mit ihnen weinen. Sie werden ihre Kindheit leiten, ihre Jugend bilden. Sie werden ihnen von ihrem Vater sprechen, von dem Verluste, den Sie sowohl wie die Republik erlitten haben. Ist Ihre Seele durch Kindes- und Mutterliebe wieder an die Erde gefesselt, dann möge Ihnen auch meine Freundschaft und die leb-

hafte Theilnahme, die ich jederzeit dem Weibe eines Freundes widmen werde, von einigem Werthe erscheinen.

„Sein Sie überzeugt, daß es Menschen gibt, wenn auch in kleiner Anzahl, welche werth sind, die Hoffnung des Schmerzes zu sein, weil sie die Leiden der Seele mit Wärme empfinden."

Als Bonaparte diesen Brief dem Ordonnateur von Toulon überschickt, um ihn der Wittwe des Admirals mit möglichster Schonung zu überreichen, schreibt er ihm zugleich: „Sein Sie so liebenswürdig, meiner Frau, wo sie sich gerade befindet, und meiner Mutter in Corsika die Nachricht zu geben, daß ich mich wohl befinde. Ich bin überzeugt, daß man mich bereits ein Dutzendmal hat umkommen lassen."

Wie finster und drohend sich auch der politische Himmel Europa's umzieht, sieht man Bonaparte doch nie so heiter und unbefangen. Seine Haltung flößt den Furchtsamsten Vertrauen ein.

Ein zweiter Cortez, sieht er seine Flotte vernichtet. Er muß entweder siegen oder untergehen.

Bonaparte's politischer Standpunkt erscheint nach der Seeschlacht von Abukir wesentlich verändert. Der Feldherr gleicht in der That einem Sultan von Aegypten, obschon ihm der Name fehlt.

Die Organisation des Landes ist jetzt seine Hauptaufgabe. Cairo wird zur französischen Hauptstadt. Dieser Ort, vor Kurzem noch voller Barbarei, erhält durch des Oberfeldherrn unermüdliche Thätigkeit bald das Ansehen einer europäischen Stadt. Inmitten der Barbarei erblüht wie eine Oase Versittlichung und Gewerbfleiß, welche der Armee die Genüsse des Vaterlandes gewähren und die Verbannung von Frankreich weniger empfindlich machen.

Ueberall sieht man wie durch Zauberei Buden,

Läden, Werkstätten, Versammlungsorte, Café's, Restaurationen wie aus der Erde wachsen. Eine der schönsten Partien der Stadt, der Platz El-Bekieh, wo Bonaparte wohnt und der ehedem zu kriegerischen Spielen der Mameluken diente, dessen ungepflasterte Fläche stets die Atmosphäre mit Staubwolken verdunkelt und die Fußgänger belästigt, wird ganz umgeschaffen. In kurzer Zeit bedeckt der schönste Rasen, sorgfältig unterhalten und gewässert, die ehedem so staubige Fläche; festgestampfte Kiesgänge durchschneiden das grüne Terrain auf die anmuthigste Weise. Man hat mit vieler Mühe Palmen, Sykomoren, Platanen, in Gruppen und Alleen gepflanzt, zwischen denen die weißen, grünen und gelben Blüthen der Akazien und des Jasmins lieblich hervorschimmern und die Abendluft mit süßem Dufte erfüllen.

Gleichen die Paläste, welche diesen Platz umgeben, auch nur großen, ungestalten, viereckigen Massen, so sind sie doch durch freundliche Höfe und Gärten von einander getrennt, aus welchen die goldenen Kuppeln und Spitzen phantastischer Kiosks, so wie stolzer Palmen majestätisch hervorragen.

Das Hauptquartier des Obergenerals befindet sich auf der Nordseite dieses Platzes. Hier weht das siegeskundige, dreifarbige Banner der jungen Republik. Zwei Grenadiere bewachen den Eingang.

Bereits erscheinen in Cairo zwei Zeitschriften, die „Décade egyptienne“ für Literatur und Staatswirthschaft; die andere, der „Courrier d'Égypte“, für die Politik.

Ferner wird ein neues Vertheidigungssystem der Stadt organisirt, theils um dieselbe vor den umherstreifenden Arabern zu sichern, theils um sie leichter und mit geringer Mannschaft zu beherrschen.

Aber nicht blos erobern und physisch unterwerfen will Bonaparte das Land. Ihn beseelt ein höherer Ehrgeiz. Die Aegypter der Civilisation wieder zugänglich zu machen, ihre Lage zu erleichtern, aus ihnen Verbündete für sein Heer zu bilden und die seit langen Jahrhunderten verbannten Wissenschaften und Künste an die Ufer des Nils zurückzuführen, das ist sein großer Zweck. Darum müssen sich jetzt auch die zahlreich mitgebrachten Gelehrten und Künstler regen.

Bonaparte befiehlt, in Cairo ein Institut für Künste und Wissenschaften zu errichten. Sein doppelter Zweck ist, Kenntnisse und Aufklärung zu verbreiten und Nachforschungen über alle interessante physische und geschichtliche Gegenstände anzustellen.

Einer der Paläste der Bey's wird für die Sitzungen des Instituts, ferner zur Aufbewahrung der aus Frankreich mitgebrachten Maschinen und Instrumente, der Seltenheiten des Landes aus allen drei Reichen der Natur und zur Wohnung der Gelehrten bestimmt.

Der Garten, der von bedeutendem Umfange ist, wird zum botanischen Garten umgeschaffen. Das chemische Laboratorium erhält seinen Platz im Gebäude des Hauptquartiers.

Das Institut zerfällt in vier Sectionen; in die mathematische, in die physische und naturhistorische, in die staatsökonomische und in die für Literatur und Kunst.

In der ersten Sitzung wird Monge zum Präsidenten, Bonaparte zum Vicepräsidenten und Fourier zum beständigen Secretair ernannt. Nie vergißt der Oberfeldherr in seinen Proclamationen sich den Titel eines „Präsidenten des Instituts für Aegypten" beizulegen. Das ägyptische Institut steht in Correspondenz mit dem Nationalinstitute von Paris.

Die einfachen Sitten der Gelehrten und der Nu-

ßen, welchen ihre Arbeiten schaffen, erwerben ihnen die Achtung der Armee wie der Einwohner. Alle diese wissenschaftlich gebildeten Männer sind aber auch mit Eifer bemüht, die Geheimnisse aufzudecken, welche Kunst und Natur so reichlich über Aegypten verbreitet haben. Die Art und Weise, wie diese Gelehrten die meiste Zeit zu Beobachtungen verwenden, beweist eine Beharrlichkeit im Nachforschen und eine leidenschaftliche Liebe für Alles, was zum Fortschritte der menschlichen Kenntnisse beitragen kann. Gleich den Soldaten trotzen sie der brennenden Hitze der Wüste; während der Kämpfe und dem Kugelhagel schreiben sie ihre Bemerkungen nieder, entwerfen sie Pläne und zeichnen Denkmale. Gezwungen, den Bewegungen der Truppen zu folgen, eilen sie keuchend von Schlachtfeld zu Schlachtfeld. Zuweilen sind sie sogar gezwungen, im Handgemenge selbst mit Theil am Kampfe zu nehmen.

Bonaparte beauftragte Andreossy und Berthollet, den See Menzaleh, die pelusischen Mündungen des Nils und die Natronseen zu untersuchen. Andere Gelehrte bestimmen die geographische Lage von Cairo, Salahieh, Damiette, Suez und andern bedeutenden Orten. Man nahm den Plan von Alexandrien auf, beobachtete die Meteore, durchforschte den Canal des Niles. Selbst der Sand der Wüste ward einer genauen wissenschaftlichen Untersuchung unterworfen. Es ergab sich hieraus, daß dieser Sand blos aus weißen, glanzlosen, quarzartigen Steinchen besteht, die sich je nach der Beschaffenheit des Bodens anhäufen und der Gegend den Anschein eines mit Schnee bedeckten Landes geben. Man untersuchte alle Thierklassen, Pflanzenarten und Mineralien. Sogar die Insecten aus Syriens und Nubiens Wüsten wurden gesammelt. Ebensowenig entgingen die Oasen, die Fata Morgana der wissen-

schaftlichen Forschung. Ackerbau, Handel, Canäle, Brücken und Wasser gehörten mit zu den Hauptgegenständen, welche die Aufmerksamkeit der Intelligenz auf sich zogen. Alle Denkmale bis an die Grenzen Nubiens wurden untersucht und gezeichnet.

Man errichtete ferner mechanische Werkstätten, baute Wind- und Wassermühlen, übersetzte den Koran und andere arabische, der Prosa, wie der Poesie angehörige Werke, wo man bis in die Zeiten des Königs Salomo hinaufstieg.

Ueberall gingen die friedlichen Eroberungen der Gelehrten mit denen des Kriegs Hand in Hand.

Salpeterfabriken und Pulvermühlen werden erbaut. Eine Gießerei wird errichtet, wo man Geschütze von größerm Kaliber, deren man in Menge besitzt, in kleinere für den Gebrauch der Feldartillerie umgießt. Ferner erbaut man große Schlosser-, Waffenschmied-, Schreiner-, Zimmermanns-, Wagner-, Schuhmacherwerkstätten und dergleichen.

Bald erkennt man die fühlbaren Fortschritte, welche durch all' diese Schöpfungen gemacht werden. Die Soldaten erhalten Sessel, Tische, Saffianstiefeln, Wäsche. Sobald aber den nothwendigsten Bedürfnissen Genüge geleistet, schleicht auch bereits der Luxus sich ein. Man bereitet leichtes, tragbares Tafelgeschirr. Bald erblickt man silberne Becher und Teller. Conditoren und Destillateurs etabliren sich und werden zahlreich besucht. Nach und nach erscheinen Bortenwirker und Stricker, man fabricirt Spielkarten, Billarde und Spieltische; kurz, es geschieht Alles, um das Heer auf völlig europäische Weise einzurichten.

Mit dem Untergange der Flotte vor Abukir hat Bonaparte die großen Entwürfe aufgeben müssen, von denen die Eroberung Aegyptens vielleicht blos die erste

Staffel war. Daher läßt er jetzt kein Mittel unversucht, wenigstens die Eroberung zu sichern. Er beschäftigt sich daher stark mit Ergänzung und Organisation seiner Armee.

Mameluken und Sclaven von allen Stämmen, vom vierzehnten bis zum vierundzwanzigsten Jahre, werden nach Cairo gebracht, um dem Heere einverleibt zu werden. Man erblickt koptische, griechische, ägyptische, mamelukische, arabische und türkische Rekruten.

Um die Cavallerie beritten zu machen und das Transportwesen zu erleichtern, befiehlt der Obergeneral, Pferde und Kameele zu requiriren. Alle den Mameluken abgenommene Reit- und Zugthiere werden für den Dienst bestimmt. Die Kameele sind hauptsächlich zum Transport der Dreipfünder, so wie der Infanterie und der Munition bestimmt, um die Wagenburg möglichst zu vermindern.

Alle Truppen kleidet man in Zeug von blauem und grünem Kattun. Die Kopfbedeckung besteht aus schwarzem Saffianleder, wozu man noch eine aus Wollenzeug verfertigte Mütze hinzufügt, die der Soldat während der Schlacht aufsetzt. Zu keiner Zeit war der französische Krieger bequemer bekleidet.

Mit Hülfe derjenigen Matrosen, die zu bejahrt sind, um einen andern Stand zu ergreifen, errichtet man auf dem Nile eine kleine Flotte.

Bonaparte führt die größte Sparsamkeit bei seiner Armee ein, ohne dem Eigenthume Jemandes zu nahe zu treten.

Der Oberfeldherr bekümmert sich um die geringfügigsten Details des täglichen Garnisondienstes. Hauptsächlich ist es Wachsamkeit, die er den Soldaten anbefiehlt. Aus den Civilbeamten der Armee und den in Cairo wohnenden Europäern wird eine Nationalgarde von zehn Compagnieen errichtet.

Die Thätigkeit Bonaparte's ist unermeßlich und kann nicht genug bewundert werden. Sein Genie überschaut Alles, durchdringt Alles, schafft Alles.

Um den Aegyptern zu gefallen, sie zu blenden, den Enthusiasmus der Armee zu unterhalten und ihr Zerstreuung zu verschaffen, läßt er Feste mit großer Pracht feiern. Die erste Gelegenheit hierzu bietet sich ihm in dem jährlichen Wachsen des Nils und in der Eröffnung der Schleusen.

Sobald dieser segensreiche Fluß in der Sommer-Sonnenwende zu steigen beginnt, läßt der Scheik, welcher mit Besorgung und Beobachtung des Nilufers beauftragt ist, das Wachsen der Fluth in den Straßen von Cairo ausrufen. Mitten durch die Stadt geht ein Canal; dieser wird alljährlich durch einen Damm gegen den Nil verschlossen. Erst wenn das Wasser die erforderliche Höhe erreicht, durchsticht man den Damm. Dieses findet stets zwischen dem funfzehnten und zwanzigsten August statt.

Am achtzehnten August begab sich Bonaparte, von seinem Generalstabe, dem Divan, dem Aga, dem Kadi und mehreren anderen angesehenen Beamten und Vornehmen des Landes begleitet, an den Eingang des Canals, wo er unter einem prächtigen Pavillon Platz nimmt. Die Anhöhen, die längs des Nils und des Canals dahinlaufen, sind mit einer unermeßlichen Menge Volks bedeckt.

Die Flotte, die unmittelbar vor dem Damme vor Anker liegt, welcher den Canal verschließt, hat alle Flaggen aufgezogen. Ihr voran geht eine Barke, auf der sich vier Kanonen befinden. Ein Theil der Garnison steht parademäßig unter Waffen. Das ganze Schauspiel gewährt einen imponirenden Anblick. Französische und ägyptische Musik läßt sich abwechselnd vernehmen.

Der Scheik des Nilmessers macht die Höhe des Flusses bekannt, worüber ein Protocoll aufgenommen und unterzeichnet wird. Auf ein gegebenes Zeichen wird nun, ein uralter Gebrauch, die Bildsäule der Nilbraut in die Wellen gestürzt und der Damm durchbrochen. Bald hat ihn die gewaltige Fluth hinweggeschwemmt. Unter Kanonendonner fährt die obenerwähnte Barke zuerst in den Canal. Zahllose Schiffe, die den ganzen Strom bedecken, folgen. Männer, Weiber und Kinder stürzen sich in's Wasser, welchem Bade sie heilsame Wirkungen zuschreiben.

Bonaparte läßt Geld unter die Menge streuen und beschenkt das Fahrzeug, das zuerst in den Canal einläuft. An verschiedene ägyptische Militair- und Civilbeamte läßt er prachtvolle Kaftans vertheilen.

Nach vollbrachter Feier kehrt der Zug nach dem Hauptquartiere zurück. Die Luft hallt wieder von Gesängen zum Lobe des Propheten und des Sultan Kebit (Vater des Feuers), wie Bonaparte bei den Aegyptern genannt wird.

„Das Fest, welches wir hier bei Oeffnung des Nilcanals gefeiert haben," schreibt Napoleon an Kleber, „war sehr schön und schien den Einwohnern viel Vergnügen zu machen. Das Fest des Propheten, welches wir übermorgen feiern werden, soll noch schöner werden."

Also regierte Bonaparte in Aegypten.

Sechstes Kapitel.

Von zweihundert Grenadieren und zahlreichen Gelehrten, worunter Larossossinier nicht fehlte, begleitet, drang Camille, dem ehrenden Auftrage Bonaparte's zu Folge,

gegen die Pyramiden von Gizeh vor. Ungefähr vier Stunden vom Ufer des Nils strecken diese bewunderns-würdigen Denkmale ihre Steinmassen, gleichsam aus dem Wüstensande emporwachsend, zum Himmel.

Man kam an dem reizend gelegenen Landhause des Murad Bey vorüber, in dessen blumen- und dufterfülltem Garten man kurze Rast hielt. Auf weichem Rasen hingestreckt, im Schatten dichtbelaubter Feigenbäume, von Jasmin und Orangen umblüht, von klaren Springbrunnen umrauscht, fehlte Niemand, als die Odalisken, welche noch vor Kurzem diese Räume belebten, um den Abendländern ein Bild des morgenländischen Paradieses zu vergegenwärtigen.

Nachdem man sich hinreichend ausgeruht und erquickt hatte, setzte sich die Caravane wieder in Bewegung und erreichte nach dreistündiger Wanderung die Wüste. Hier bot sich aber den Reisenden plötzlich ein grausender Anblick dar. Man hatte einen Theil der Ebene vor sich, auf welcher die Pyramidenschlacht geschlagen und die Macht der Mameluken durch die französischen Quarré's gebrochen worden war.

Obschon dieser entscheidende Kampf vor nicht langer Zeit stattgefunden hatte, so waren die Leichname der Gefallenen von der Hitze und dem heißen Kamsin doch bereits in solchem Grade aufgezehrt, daß nur noch gebleichte Gerippe weit und breit umherlagen. Tief war der Eindruck, welchen die Todtenstätte auf die Caravane hervorbrachte. Diese grinzenden, hohläugigen Schädel, diese Wüste, diese schauerliche Stille und zur Linken die schweigend ernsten Pyramiden!

Die schlachtergrauten Grenadiere vermochten sich eines Schauers nicht zu erwehren und zogen still vorüber. Ihre vorher so heitere und oft selbst in's Frivole übergehende Stimmung war einem tiefen, nach-

denkenden Ernste gewichen. Bei den Gelehrten war es ein Anderes. Nachdem der erste Schauer des Anblicks vorüber, erwachte bei ihnen der wissenschaftliche Geist und die Forschungssucht. Gall's Schädellehre stand damals in großem Ansehen, und so konnte sich denn gar keine erwünschtere Gelegenheit finden, als auf dieser Wahlstatt die Todtenköpfe der verschiedenen Nationen herauszufinden und zu studiren.

Larossossinier und viele seiner Collegen liefen wie närrisch überall umher und verglichen die verschiedenen Schädel mit einander. Ersterer hielt eine förmliche Vorlesung in der Wüste.

„Tandem bona causa triumphat!“ rief er wiederholt im freudigsten Tone, nachdem er eine Menge Schädel zusammengesucht und wie Krautköpfe vor sich ausgebreitet hatte. „Die Verschiedenheit der Schädel der Eingebornen von denen der Mameluken, der Franzosen und Araber ist so in die Augen springend, und stimmt dermaßen mit dem Charakter und der Individualität der verschiedenen Nationen überein, daß Gall in seinem System auf diesem Schlachtfelde einen eben so glorreichen Sieg davon trägt, als Bonaparte mit seinen Grenadieren davon getragen hat.“

„Man stelle nur oberflächliche Vergleichung an,“ fuhr er fort, indem er einen Todtenkopf in der Hand hielt; „hier dieser ägyptische Schädel zeichnet sich durch außerordentliche Perturbanzen auf dem Zenith der Hirnschale aus, wohin Gall das Organ der Theosophie legt. Dabei ist dieser Schädel zu beiden Seiten in der Gegend des processus zygomaticus sehr gedrückt und die Seitenwandbeine oder ossa bregmatis sehr abgeplattet, so daß er auffallend länglich und oben hochgewölbt erscheint. Mit dem Araberschädel ist ganz dasselbe der Fall.“

„Dagegen, meine Herren, betrachten Sie diesen Mamelukenschädel. Er wölbt sich, und da, wo der ägyptische perturbirt ist, findet man ihn gänzlich abgeplattet; dagegen zeigt sich das Organ der Schlauheit, des Diebssinns, das sich an den Schlafbeinen markirt, so wie auch der Raufsinn außerordentlich entwickelt. Die kaukasische Race ist selbst bei denen, die vielleicht schon in der dritten Generation in Aegypten lebten, noch deutlich zu erkennen. Sie bekundet sich in alle den Kennzeichen, welche Blumenbach in seiner Schrift de humani generis varietatibus angibt."

Larossossinier, der sich ganz so benahm, als stünde er auf seinem Katheder zu Paris, hob jetzt einen arabischen Schädel empor.

Camille, der aus dem lauten Gemurr seiner Grenadiere deutlich entnahm, wie überdrüssig man der Schädellehre war, hatte schon wiederholt den Professor ermahnt, seinen Vortrag ein andermal fortzusetzen, da die Zeit dränge und er seiner Ordre gemäß zu marschiren habe.

Das waren aber alles Worte in den Wind. Larossossinier warf dem Unterbrecher einen wüthenden Blick zu, indem er zugleich zu einer umständlichen Beschreibung des arabischen Schädels überging.

„An ihnen", sprach er, „sieht man die Organe der Metaphysik und Theosophie bei weitem mehr entwickelt, als bei den Mameluken; dagegen ist minder großer Rauf- und Mordsinn vorhanden. Bemerkenswerth ist die außerordentlich hervortretende Kinderliebe; ferner auch der deutlich ausgeprägte Ortssinn, der mit ihrer herumziehenden Lebensart übereinstimmt."

Jetzt vermochte Renouard die Ungeduld der Grenadiere nicht länger zu zügeln. Er gab das Zeichen zum Aufbruch und rieth der gelehrten Gesellschaft, sich

anzuschließen, widrigenfalls er nicht dafür stehen könne, wenn sie den Arabern in die Hände fielen.

Der größte Theil der Gelehrten folgte der Aufforderung; aber ein Dutzend der Gallianer vermochte sich noch immer nicht von dem Schädelfelde zu trennen und umstand voller Aufmerksamkeit den docirenden Larossossinier.

Als Letzterer bemerkte, wie sich die Grenadiere und die meisten seiner Collegen in Bewegung setzten, wollte es ihm auch nicht mehr recht auf der einsamen Wahlstatt behagen. Er beschloß daher, sich mit seinem Vortrage so kurz wie möglich zu fassen, wobei er einen forschenden Blick in die Wüste that, ob die Gegend auch sicher vor Arabern sei.

Nur die Schädel der Franzosen waren jetzt noch zu charakterisiren.

„So wartet doch ein wenig," rief er der dahinziehenden Colonne zu; „ich komme jetzt an Euren eigenen Hirnkasten; wollt Ihr denn gar nicht wissen, wie es mit diesem beschaffen ist?"

Niemand mochte aber etwas wissen, weshalb der Professor über den gegenwärtigen unwissenschaftlichen Sinn laut zu lamentiren anfing.

„Die Schädel der Franken", fuhr er in seiner Vorlesung fort, „unterscheiden sich auf den ersten Blick auf so auffallende Weise von denen der Afrikaner und Asiaten, daß —"

Plötzlich ergriff ein panischer Schrecken die gesammte Zuhörerschaft. In einiger Entfernung zeigten sich einige berittene Beduinen, von denen man gar nicht begriff, wo sie mit einem Male hergekommen, und die im gestreckten Laufe auf die schädelforschende Gesellschaft zujagten.

Mit einem Zetermordio stürzte man jetzt der einige hundert Schritt vorgegangenen Colonne nach, die zum

Glück Halt gemacht hatte und einige Grenadiere zum Succurs zurückschickte.

Larossossinier und noch zwei seiner eifrigsten Collegen waren von den Riesensprüngen, die sie auf die Caravane zu gemacht, so angegriffen, daß sie der Längelang athemlos und halb todt in den Sand fielen. Die Beduinen kamen ziemlich nahe heran, suchten aber, da sie keine Nachzügler vorfanden und von den Grenadieren einige Flintenschüsse auf sie abgefeuert wurden, wieder das Weite. In Kurzem waren sie in der Wüste verschwunden.

Je näher man den Pyramiden kam, desto mehr schienen sie an Größe zu verlieren. Aus weiter Ferne gewährten sie einen weit gewaltigeren Anblick. Es ergeht Jedem so, der in ihre Nähe kommt. Der erste großartige Eindruck kehrt jedoch mit verstärkter Gewalt zurück, sobald man an ihrem Fuße angelangt ist und nach der Spitze emporschaut.

Staunen und Bewunderung erfaßt den Beschauer der Pyramide des Ceops, an welcher, nach Herodot, hunderttausend Menschen zwanzig Jahre lang gearbeitet haben; erwägt er aber den Zweck dieses Denkmals, so scheint die Größe des Stolzes, der den Bau bewirkte, seine physische Größe zu übertreffen; und man ist ungewiß, was man am meisten bestaunen soll, die Tyrannei, die es wagte, die Aufführung zu befehlen, oder den stupiden Gehorsam des Volks, das seine Arme zu solchen Gebäuden geliehen hat.

So ungefähr sprach sich Camille aus, als seine Blicke die riesenhaften Steinmassen in der Nähe betrachteten.

Der in der Gelehrtenwelt gekannte und geschätzte Denon, der die Expedition mitgemacht hatte, pflichtete vollkommen bei.

„Doch“, fügte er wohlmeinend hinzu, „gibt es vielleicht noch einen andern und erhabenern Gesichtspunkt, von dem aus man den Zweck der Pyramiden erklären kann. Ist es nicht denkbar, daß die Menschen mit der Natur in einen Wettstreit über die Unsterblichkeit ihrer Werke getreten sind, und daß sie bei diesem Kampfe obgesiegt haben, da die benachbarten Berge sämmtlich nicht so hoch sind, wie diese Denkmale, und sich nicht erhalten haben?“

Bevor man die Pyramiden genauer untersuchte, wandte man sich nach der benachbarten Gegend, wo der colossale Steinkörper der weltberühmten Sphinx aus dem seit Jahrtausenden angewehten Wüstensande emporschwillt. In der neuern Zeit ragen nur noch Haupt und Hals hervor. Beide erscheinen, aus der Ferne betrachtet, in allen ihren Zügen klar, zeigen sich aber verstümmelt, sobald man in die Nähe kommt. Dieses wunderbare Denkmal schaut nach Osten. Kein Symbol aller Religionen und Zeiten drückt glücklicher als dieses die unerschütterliche Ruhe und den Gedankenernst aus.

Deutlich sieht man noch die rothe Farbe, womit auch dieser Koloß überstrichen war. Der Hals ist dünne, als habe man den Rumpf vom Haupte sondern wollen, aber den Versuch aufgegeben. Zwischen den Vordertatzen hält die Sphinx einen kleinen Tempel, vor dessen Eingang ein Löwe ruht. Weiter tiefer ist ein Niedergang von zweiunddreißig Stufen, der zu einem Altar führt, worauf eine griechische Inschrift aus der Ptolomäerzeit zu lesen ist. Zu jeder Seite des Altars ruht eine Sphinx aus Kalkstein. Von der Grundveste des Tempels bis zur Stirn der großen Sphinx zählt die Höhe fünfundsechzig Fuß. Die Tatzen sind siebenundfunfzig Fuß lang; von der Brust bis an die Krallen zählt man acht Fuß.

Man kehrte nach der Pyramide des Ceops zurück, in deren Schatten man sich nach dem strapazirenden Marsche durch die Wüste lagerte und erholte. Die Flaschenkörbe wurden geöffnet. Man trank auf das Wohl der Republik, der französischen Armee und Bonaparte's und war heiter und frohen Muthes.

Nach einer kurzen Rast traten die Grenadiere wieder unter's Gewehr. Renouard wählte drei Veteranen, welche ihm nach der Spitze der Pyramide folgen sollten. Der Aelteste trug die große dreifarbige Fahne, mit der Camille, dem Auftrage Bonaparte's zu Folge, die Höhe des alten Denkmals zu schmücken hatte.

Rosignol, der erste Tambour der tapfern neunundfunfzigsten Halbbrigade, den wir seit dem Sturm von Alexandrien zwar aus den Augen verloren haben, der aber nichtsdestoweniger in keinem der zeitherigen Gefechte die alte Bravour verläugnet hat und darum bei Bonaparte in großen Gunsten stand, hat sich's als Gnade ausgebeten, in Begleitung seiner Trommel die Pyramide mit besteigen und während des Aufpflanzens der Fahne einen drei Minuten langen Wirbel schlagen zu dürfen.

Renouard fragt jetzt bei den Gelehrten an, wer Lust habe, nach dem Gipfel zu folgen; aber da gibt es fast lauter bedenkliche Gesichter. Die Höhe ist zu unermeßlich, zudem erheben sich die Flächen so steil. Ein Winkel von sechsundfunfzig Graden ist kein Spaß, die Sache sieht gefährlich aus. Dieser entschuldigt sich durch Schwindel, ein Anderer schützt seine Corpulenz vor, ein Dritter ist von der Wanderung zu erschöpft. Nur Larossossinier und der ehrwürdige Denon scheuen kein Opfer und sind zum Ersteigen der Pyramide bereit, Ersterer, bei dem Gedanken an die Er-

steigung der Pyramiden die verschiedenen Schädelsorten, die zeither das Thema seines lehrreichen Gesprächs waren, vergessend, schwört hoch und theuer, und wenn es das Leben koste, die Spitze erklettern zu müssen. Er wird in Betreff seiner Collegen, die weniger Kletterlust zeigen, ordentlich anzüglich.

„In großen Lagen", ruft er enthusiastisch, „dürfe man nicht an die Verletzbarkeit des irdischen Leichnams denken, sondern müsse sein Augenmerk einzig und allein auf die Wissenschaft richten. Von den Pyramiden herab den Hals zu brechen, sei etwas ganz Anderes, als ein gewöhnlicher, simpler Halsbruch; um letztern krähe verdientermaßen kein Hahn, während ersterer zur Unsterblichkeit führe. Er möge nicht mit dem nagenden Gedanken nach Frankreich zurückkehren, mit dem Gedanken, am Fuße der Ceops-Pyramide gefrühstückt und deren Spitze nicht erstiegen zu haben.

Zwei Araber, die die Pyramiden schon oft bestiegen hatten, eröffneten die Esclade. Dieselbe war für schwindelfreie Personen nicht gefährlich, aber doch äußerst ermüdend, weil man nicht in Stufen aufwärts steigt, sondern von hohen Quadern zu Quadern klimmen muß. Die Araber, Camille, Rossignol und die Grenadiere waren daher bereits die Hälfte der Pyramide empor, als der schon bejahrte Denon und der steiglustige Larossossinier kaum die sechste Quaderreihe zurückgelegt hatten. Jedesmal, wenn man eine Staffel weiter aufwärts gekommen, machte man Halt und theilte sich gegenseitig die Beschwerlichkeiten der Reise mit. Zugleich warf Larossossinier sehr nachdenkliche Blicke rückwärts, denn er gewahrte, wie die Erde immer tiefer unter ihm zurückwich. Blickte er jedoch aufwärts, so konnte er sich eines leichten Fröstelns nicht erwehren. Camille mit seinen Grenadieren befand sich bereits

in einer solchen Höhe, daß dem Nachschauenden ordentlich schwindlich zu Muthe ward.

„Wenn nur nicht Einer dort oben ausgleitet,“ sprach der Professor besorgt zu Denon, „wir Nachzügler wären Beide des Todes; wir würden in den Abgrund gerissen.“

Aber kaum über das Herabgleiten der Vordermänner beruhigt, stieg eine neue Sorge im Kopfe des nachdenklichen Professors auf.

„Eh' wir bis zur Spitze kommen, befinden wir uns gewiß im höchsten Grade der Transspiration,“ sprach er zu Denon; „und dort oben zieht die Luft fürchterlich. Wie leicht können wir vom Schlage getroffen werden.“

„Ich gebe das zu,“ erwiederte Denon; „überhaupt ist es für meine Jahre wahrer Vorwitz, die Pyramiden zu erklettern. Aber wir sind einmal in Aegypten.“

Die letzten Worte flößten Larossossinier wieder Muth ein; gleichwohl nagte der Gedanke an einen Schlagfluß wie ein unheimlicher Wurm in seinem Innern. Er brachte abermals die Rede darauf.

„Nichts“, sprach er, „ist mir schrecklicher, als ein schneller Tod. Ohne alle Vorbereitung eine bekannte Welt mit einer unbekannten zu vertauschen!“

„Der wahre Christ“, hielt Denon entgegen, „soll nie unvorbereitet hinsichtlich seines Todes sein.“

Während dieser Todesgespräche war man mühsam wieder ein paar Quaderreihen emporgeklettert. Larossossinier machte Halt, schaute rückwärts, schaute vorwärts, und es ward ihm immer bänglicher um's Herz. Die Vorangestiegenen, obschon sie noch keineswegs die Spitze der Pyramide erreicht hatten, erschienen bereits so klein, daß Larossossinier alles Ernstes dachte, sein

Auge spiele ihm einen Streich und male Alles in's unendlich Kleine.

„Mein Gott," erkundigte er sich bei Denon, „erscheinen Euch denn die baumlangen Grenadiere auch wie die Mücken?"

„Mir ergeht es noch schlimmer," antwortete dieser, „ich sehe sie vermöge meines kurzen Gesichts gar nicht."

Larossossinier blickte rückwärts und schaute in einen Abgrund. Er schauderte.

„Man muß gestehen," sprach er, „um seinen Gefährten auf ein baldiges Hinabsteigen vorzubereiten, „unser Unternehmen ist doch eine wahre Halsbrecherei."

„Dieses weniger," erwiederte Denon, „aber beschwerlich im höchsten Grade."

„Nein auch halsbrechend," beharrte Larossossinier, „ich begreife nicht, wie wir wieder hinab kommen wollen."

„Auf dieselbe Weise," versetzte ruhig der Andere, „auf die wir hinaufgekommen sind."

„Die Hinabfahrt scheint mir gefährlicher."

„Wohl möglich."

„Zudem nehmen unsre Kräfte nicht zu."

„Das fühl' ich," gestand der ehrliche Denon.

„Ich habe keinen trocknen Faden am ganzen Leibe," sprach Larossossinier.

„Auch mir ist recht schwül."

„Aber gesteht mir offen," fuhr Larossossinier fort, „glaubt Ihr wirklich, die Spitze zu erklimmen?"

„Nein, das glaube ich nicht," sprach Denon.

„Ich auch nicht," versetzte Larossossinier mit gepreßter Stimme.

„Ihr zeigtet Euch aber vor Kurzem noch sehr steiglustig."

„Die Zeiten ändern sich, guter Denon."

„Die Collegen werden Euch hänseln, wenn Ihr die Pyramide nicht erklimmt."

„Das ist mir immer lieber, als wenn mich oben im Luftzuge der Schlag rührt."

„Wenn ich nicht irre, wolltet Ihr Euch im Grabe umwenden, wenn —"

„Ach, sobald man einmal ordentlich todt ist, geht das nicht so schnell."

„Nun meinetwegen, haltet es, wie Ihr wollt; aber ich dächte, wir kletterten wenigstens noch einige Quaderlagen aufwärts."

„Ich dächte nicht."

„Wir sind ja kaum ein Viertheil in die Höhe."

„Ich befürchte, je höher wir kommen, desto schärfer geht die Luft."

„Nein," sprach ruhig Denon, „bin ich gleich ein alter Mann, ein Stücklein aufwärts muß ich noch."

„Ich bin auch kein Jüngling mehr," meinte Larossossinier, „aber habe vollkommen genug. Wer hoch steigt, fällt tief. Ich kann wenigstens sagen, ich bin auf der Pyramide des Cheops gewesen."

Der alte Denon läßt sich endlich auch bewegen, die Rückfahrt anzutreten. Man verzichtete gern auf den Gipfel der Pyramide und dachte nur daran, wie wieder in die Tiefe zu gelangen sei; was in der That gefährlicher schien, als das Emporklettern.

Der Professor setzte an mehreren Stellen an, aber schauderte jedesmal vor der Möglichkeit, daß er ausgleiten und in die Tiefe stürzen könnte.

„Das Gott erbarm!" sprach er, „guter Denon, ich sehe keine Rettung."

„Wo so Viele hinabgekommen," erwiederte dieser, „wird's für uns auch gehen."

„Das können nur Seiltänzer und Equilibristen

gewesen sein," meinte Larossossinier; „einem Professor kann man solche Sprünge nicht zumuthen."

„Nun, hinab müssen wir," meinte Denon, „zeitlebens können wir doch nicht auf der Pyramide des Ceops verbleiben."

„Wenigstens würde uns die Zeit etwas lang werden."

„Darum frisch gewagt und hinab," rief Denon.

Wirklich war es ihm auch gelungen, eine Stelle ausfindig zu machen, die weniger gefährlich erschien. Er wagte den Versuch und erreichte wohlbehalten die nächste Stufe.

Als Larossossinier sich überzeugt hatte, daß sein College wirklich lebend auf der folgenden Staffel angelangt sei, blieb ihm nichts übrig als zu folgen.

„Das war ein verzweifelter Sprung," meinte er, sich am ganzen Leibe betastend, „wenn ich mir nur nicht etwa Schaden gethan."

Sein Muth hatte indeß durch das erste Wagstück zugenommen, so daß er an die folgende Staffel mit weniger schwerem Herzen ging.

Auf diese Weise kam man der Erde immer näher. Als die am Fuße der Pyramide zurückgebliebenen Gelehrten, welche den Himmelfahrern zeither mit großem Interesse zugeschaut hatten, die rückgängige Bewegung Denon's und Larossossinier's gewahrten, erhoben sie ein allgemeines Geschrei des Jubels und Spottes.

„Hört nur," sprach Denon zu seinem Gefährten, „wie sie da unten schreien. Es wird uns miserabel genug ergehen."

„Ein Philosoph", erwiederte Larossossinier, „muß über solchem Geschrei erhaben stehen."

Während aber die beiden zu ebener Erde glücklich

anlangten und unter allgemeinem Gelächter und Gespötte empfangen wurden, hatte Camille, Rosignol und die Grenadiere den Gipfel der Pyramide erreicht.

Welch ein Anblick! Zweihundert Grade des Horizonts umarmt die Wüste; der Rest des Gesichtskreises aber prangt im frischesten Grün. Es ist das Nilthal. Mit unbewaffnetem Auge zählt man dreiundsiebenzig Ortschaften zwischen Dattelwäldchen und Canälen gelegen. Gleich einem Silberbande zieht sich der Nil durch die Landschaft. Im Nordosten Cairo mit seinen zahlreichen Moscheen, Minarets, Schlössern und Palästen. Die Pyramiden von Sakara und Dagschuhr steigen hoch über die Linie des Horizonts. Gleich dem Würmlein aber am Fuße der himmelanstrebenden Cypresse, erscheinen Menschen und Thiere am Fuße der Pyramide. Sollte daher die Flagge Frankreichs einigermaßen in die Augen fallen, so mußte sie schon von bedeutender Größe sein, und dies war auch der Fall. Ihre Aufpflanzung war daher nicht ohne Schwierigkeit, und die Grenadiere wie die Araber mußten Hand anlegen.

Während der feierlichen Enthüllung schlug Rosignol seinen drei Minuten langen Wirbel, und das am Fuß der Pyramide unter Gewehr stehende Militaircommando gab eine dreimalige Salve, deren Echo von den Pyramidenwänden wiederhallte.

Camille selbst und seine Begleiter vernahmen nur schwach das Gewehrfeuer. Auch ward ihre Aufmerksamkeit sogleich nach einer andern Seite hin in Anspruch genommen. Die bei Alt-Cairo aufgefahrene Batterie hatte den Befehl erhalten, sobald die Fahne Frankreichs auf dem Gipfel der Pyramide sichtbar würde, sie mit fünfundzwanzig Schüssen zu begrüßen.

Der Donner der Vierundzwanzigpfünder rollte majestätisch durch die Wüste. Ganz Cairo ward aufgeschreckt und schaute nach den Pyramiden, wo man das wehende Banner deutlich zu erkennen vermochte.

Die Besichtigung des Innern der Pyramiden ist nicht ohne Beschwerlichkeit; gleichwohl ließen sich dadurch sämmtliche Gelehrte nicht abschrecken. Larossossinier, um seine Schlappe wegen der verfehlten Kletterei wieder auszuwetzen, stieg oder kroch vielmehr tapfer voran.

Der hundert Fuß lange, drei Fuß hohe und breite schiefgesenkte Gang, durch welchen man, von der Nordseite her, nach dem Innern der Pyramide gelangt, ist hundert Fuß über der Grundfläche erhaben und bietet noch die geringsten Schwierigkeiten dar; denn von Schritt zu Schritt findet der Fuß Halt in leichten Einschnitten. Die Wände sind glänzend abgeglättet. Kurz vor dem Ende dieses von Nord nach Süden führenden Ganges gibt es einen andern, der nach Westen schief absteigend bis zur Grundlage der Pyramide geht, und außerdem noch einen dritten, der fast senkrecht, wie ein Schacht, abgeteuft ist.

Der erste Gang nimmt endlich eine wagerechte Richtung an und führt zu einem Gemache, das unter dem Namen des Saales der Königin bekannt ist, sowie durch eine majestätische Gallerie zum Saale des Königs.

Um diese Gallerie zu erreichen, muß man klettern, den Fuß nämlich in Falze setzen, in denen die Quersteine ruhen.

Am Ende der Gallerie tritt man durch einen Thorraum, der mittelst eines Fallsteins geschlossen zu sein scheint, in ein kleines Vorgemach und dann in den Saal des Königs, der rechtwinklig und genau, wie die Pyramide selbst, nach den vier Himmelsgegenden

gerichtet ist. An der Westseite, etwas von der Wand entfernt, steht der Sarg aus Granit.

Der Saal der Königin ist mit weißem Marmor bekleidet; die obere Decke steigt unter einem Winkel empor, während diejenige im Saale des Königs wagerecht läuft.

Halsbrecherisch ist der Versuch, wenn man durch die beiden andern Gänge in die Tiefe dringen will. Hände und Füße in die Vorsprünge der Blöcke oder in eingehauene Falze setzend, muß man wie in einem Felsenschachte niedersteigen. Die Einschnitte sind seicht, glatt und geneigt; sobald Hand oder Fuß ausglitscht, ist der Hinabsteigende verloren und kann sich das Emporklettern ersparen.

So tief verstiegen sich jedoch die eingedrungenen Gelehrten unter Anführung Larossossiniers nicht. Sie waren froh, als sie den Saal Ihrer Majestäten gefunden hatten.

Das höchst beschwerliche Entrée, der Dampf der Fackeln, so wie die zahllos aufgescheuchten Fledermäuse machten den Aufenthalt keineswegs zu dem angenehmsten.

Vom Schweiße triefend, von Staub und Dampf fast erblindet, aus Mangel an frischer Luft halb erstickt, erreichten sie todesmatt das Tageslicht, wo sie wie die Fliegen in den Sand sanken.

Aus den genauen Messungen der großen Pyramide des Ceops ergab sich, daß die Basis dieses Riesenwerks siebenhundertneunzehn, die Kante sechshundertneunundachtzig und die Höhe vierhundertsechsundfunfzig Wiener Fuß betrug. Der Winkel zwischen Basis und Kante zählte siebenundfunfzig Grad und die Fläche, welche von der Pyramide bedeckt wurde, maß an achtundfunfzigtausend Quadratfuß.

Die zweite Pyramide, die des Chephren, ist für das Auge so hoch, wie die erste. Sie war mit Marmor überkleidet, wie die Spitze noch Spuren davon zeigt.

Belzoni hat diese Pyramide geöffnet. In ihrem Innern gleicht sie fast ganz der des Ceops.

Die sogenannte kleine Pyramide scheint die prächtigste der Pyramiden von Gizeh gewesen zu sein. Einige Granitscheiben, die noch zu sehen, so wie Granitblöcke im Hofe beweisen, daß die Pyramide mit dieser Steinart ganz oder doch größtentheils belegt war, denn der zahlreich umher gestreute weiße Marmor scheint auch zur Bekleidung gedient zu haben.

Wenn man die kleine Pyramide besteigt, so wächst sie zu einem Riesen empor. Sie ist nur klein in Betracht der beiden andern.

Eine Frage, ernst und wichtig, drängt sich dem Beschauer unter vielen andern Fragen auf: Warum sind die Pyramiden ohne Hieroglyphen, da doch die größten ägyptischen Monumente, die nicht weniger als die Pyramiden unter die Weltwunder gezählt zu werden verdienen, damit bedeckt sind? Wurden diese Steinberge in Zeiten aufgethürmt, wo es noch keine Bilder- und Zeichenschrift gab? oder unter einem Volke, das sich derselben nicht bediente?

Herodot, der Vater der Geschichte, besuchte die Pyramiden vor dritthalbtausend Jahren als Reisender, wie wir sie heute besuchen. Damals waren sie noch wenig oder gar nicht vom Sande der Wüste verschüttet und trugen noch ihre feinere Bekleidung. Er maß sie, wie wir sie messen, und seine flüchtigen Angaben weichen wenig von den unsern ab. Er hatte einen Führer aus dem Volke zur Seite wie wir.

Nach ihm ist Cheops der Erbauer der großen

Pyramide. Die Steine wurden aus dem arabischen Gebirge geholt und bei hohem Nil auf das lybische Ufer gebracht. Das aus Felsen gehauene Postament der Pyramide, wie der genannte Geschichtsschreiber meint, kein geringer Stück Arbeit, als der darauf sich erhebende Riesenbau selbst, maß fünf Stadien, das sind dreitausend Fuß in der Länge. Es war geglättet und — sonderbar genug — mit Hieroglyphen, wahrscheinlich von spätern Geschlechtern eingegraben, bedeckt.

Nachdem die gelehrte Expedition fast den ganzen Tag in alterthümlichen Untersuchungen verbracht, fand sie sich gegen Abend im Schatten der großen Pyramide wieder zusammen. Die Grenadiere bivouaquirten in einem Halbkreis um die Gelehrten, welche, ganz erfüllt von den vielen antiquarischen Eroberungen, eine förmliche Akademie hielten. Hier war denn Larossossinier weit mehr in seinem Elemente, als auf der Pyramide und in den räthselhaften gefährlichen Gängen im Innern derselben. Wie ein Fisch in frischem Wasser bewegte er sich höchst behaglich inmitten der gelehrten Debatten, die mit der Zeit einen immer heftigeren Charakter annahmen. Jeder der Herren Gelehrten glaubte seine eignen Entdeckungen gemacht zu haben, worauf er seine Conjecturen, Schlüsse und Behauptungen gründete. Die merkwürdigsten Hypothesen über Alter, Zweck und Bauart der Pyramiden kamen zur Sprache, wurden bestritten und vertheidigt mit der außerordentlichsten Gelehrsamkeit.

Larossossinier war nicht der Mann, der bei solchen Gelegenheiten sein Licht unter den Scheffel stellte; im Gegentheile ließ er es leuchten und fackeln, daß es eine Lust war; selbst auf die Gefahr hin, daß die Zuhörerschaft vor lauter Gelehrsamkeit in allgemeine Verzweiflung gerieth. So behauptete er, daß das Wort

Pyramide eigentlich Todtenhöhle oder Todtenkeller bedeute. Er warf sich mit aller Macht auf Philologie und Etymologie, und suchte seine Meinung auf unglaublich gelehrte Art zu beweisen.

Larossossinier sah sich, nachdem er mit seiner Beweisführung zu Ende, kampfbegierig um, ob Jemand vielleicht wagen werde, seine gelehrten Definitionen anzufechten. Es fand sich aber Niemand. Jedermann war froh, als der gelehrte Philolog zum Schlusse gekommen; nur der alte Denon brummte etwas in den Bart, das wie Opposition klang. Larossossinier, dessen argwöhnisch Ohr stets wach war, wandte sich sogleich nach der Seite, wo Denon saß, und frug, ob er an seinen Beweisen Etwas auszusetzen habe?

„Keineswegs," erwiederte Denon, „nur fällt mir bei Eurer Definition eine andere ein, wo Jemand das deutsche Wort Fuchs von alopex ableiten wollte."

„Nun," frug Larossossinier, „wie fing er das an? Ich bin begierig."

„Er definirte folgendermaßen: „**Alopex, opex, pex, pix, pux, fex, fix, fax, fuchs.**""

Ein schallendes Gelächter erfolgte auf diese Definition; Larossossinier stand aber seit dieser Zeit auf gespanntem Fuße mit Denon.

Nach eingenommener romantischer Abendmahlzeit, bei welcher neue Streitfragen Stoff zur Unterhaltung und zum Streite gegeben, ließ Camille seine Grenadiere wieder unter Gewehr treten und that den Gelehrten kund und zu wissen, daß die Zeit zum Aufbruche gekommen sei.

Von der Abendsonne beschienen, warfen die Pyramiden immer längere Schatten. Streitend erhob sich die gelehrte Gesellschaft, streitend durchzog sie die Wüste, und wohlbehalten, aber noch immer streitend,

langte sie in Cairo an. Es kommen wohl Berg und Thal zusammen, nur streitende Gelehrte nicht. Larossossinier war auffallend still. Er hatte sich über Denon's vergleichende Definition zu sehr geärgert.

Siebentes Kapitel.

In seinem Quartiere zu Cairo saß Camille mit dem Professor Larossossinier beim Schach und hatte wie gewöhnlich seinen Aerger. Wenn er auch in allen Dingen mit dem Alterthumsforscher sich vertrug, im Schachspiele nie. Noch nie war der Fall dagewesen, daß die Beiden eine Partie in Frieden geendet hätten. Das lag in der verschiedenen Spielweise. Camille spielte nobel; er gab übereilte Züge zurück, desarmirte den Gegner nie aus bloßer Mordlust und tauschte nur in den dringendsten Fällen. Beim Professor fand gerade das Gegentheil statt. Unter solchen Umständen war es bei dem überdies höchst bedächtigen Spiele des Professors kein Wunder, wenn er fast stets als Sieger hervorging, obschon selten mit Lorbeern bekränzt.

Larossossinier wirthschaftete eben wieder grausam unter Camille's Officieren; er hatte bereits die Königin und einen Springer abgetauscht und drang langsam und bedächtig mit concentrirten Kräften vor, den bis zum Tode geschwächten Feind immer mehr in die Enge treibend. Letzterer besaß nur noch einen Thurm, einen Springer und drei Bauern, mit welcher kleinen Macht er sich heldenmüthig vertheidigte. Namentlich fuhr sein Springer wie ein Blitz umher. Das war dem Professor zu unbehaglich; sein böser Schachgenius

siegte, und ehe sich's Camille versah, war der Springer gegen einen Thurm des Professors abgetauscht. Da lief die Galle bei Renouard über. Er warf das Spiel über den Haufen und erklärte unter einer höchst feierlichen Betheuerung, daß dies die letzte Partie gewesen, die er mit Larossossinier gezogen habe.

Letzteren ließ Camille's Ingrimm sehr ruhig. Der stille Triumph, den Gegner abermals besiegt zu haben, war hinreichend, ihm die zahlreichen Insinuationen des erbitterten Besiegten vergessen zu machen. Die Ruhe des Professors aber, die dem Camille wie Schadenfreude und Hohn vorkam, brachte Letztern noch mehr in Harnisch.

„Ich werde Euch als Schachspieler öffentlich in die Acht erklären," rief er ganz erbost.

„Gewinnt lieber eine Partie," erwiederte Larossossinier mit großer Ruhe.

„Zehn für eine, wenn ich so interessirt spielen wollte," rief Camille.

„Der Zweck jedes Spielers ist, die Partie zu gewinnen."

„Aber wie gewinnen, das ist auch eine Frage."

Die Beiden würden sobald nicht das Ende ihres Zwistes gefunden haben, wenn ihre Aufmerksamkeit nicht durch einen andern Gegenstand in Anspruch genommen worden wäre. Baptist kam plötzlich in's Gemach.

„Draußen steht eine lebendige Mumie," berichtete er, „sie wackelt mit dem Kopfe, was sich ganz schauerlich ausnimmt, und spricht ein Kauderwelsch, aus dem kein Mensch klug wird."

Der Professor schüttelte bedächtig mit dem Kopfe.

„Eine lebendige Mumie?" sprach er, „was faselt der Ignorant wieder; habe ich doch in meinem Leben nie Etwas von einer lebendigen Mumie gehört."

Baptist beschrieb jetzt die Figur umständlicher. Sie war in eine graue Blouse gekleidet, Kopf und Gesicht verhüllt, Ersterer mit einem schwarzen Bande umwunden; von dem ganzen Menschen waren nur die Augen zu sehen. Baptist gestand daher seine Unwissenheit, ob es ein Mann oder eine Frau sei.

„Ei, das muß eine Dienerin aus irgend einem Harem sein," rief Larossossinier; „da bin ich doch sehr begierig, was die für ein Anliegen hat. Was spricht sie? Zu wem will sie denn?"

„Ich versteh's nicht," versetzte Baptist; „wenn ich nicht irre, sagt sie: Zubenhakrabi ben Mizar Nebu kadnezar."

„Schweig, Du Idiot," zankte Larossossinier, „das wäre mein Arabisch; ich will doch die Frau selbst sprechen."

Damit ging er hinaus und trat auf die unheimliche Gestalt zu.

„Ich kenne Dich wohl," redete er sie auf arabisch an, „Du kommst aus irgend einem Harem, wo schöne Frauen wohnen. Sag', was führt Dich hierher, wen suchst Du?"

„Dich nicht," antwortete die Haremsdienerin in sehr eintönigen Lauten.

„Das glaub' ich wohl," antwortete Larossossinier; „aber ich weiß da so viel wie zuvor. Du bist gewiß der Liebesbote irgend einer schönen Gebieterin. Wer ist der Glückliche, sag' an?"

„Du nicht," tönte es wie vorher.

„Du bist erstaunlich kurz angebunden," versetzte kopfschüttelnd der Professor, der immer neugieriger wurde. „Man kann nicht sagen, daß Du mit Worten verschwenderisch umgehst, wie man doch sonst von der Famulatur des Harems gewohnt ist. Doch was be=

mühst Du Dich so sorgsam unter dem Gewande mit der Hand zu verbergen? Gewiß einen Selam. Zeig' doch einmal her, wenn er auch nicht für mich bestimmt ist, ich verstehe mich auf die Deutung; es ist so zu sagen meine Passion; ich habe ein ganzes Buch über Eure Blumensprache geschrieben."

Larossossinier war, was Erforschung orientalischer Sitten und Gebräuche anbelangte, so neugierig und zudringlich, daß er diesmal seine gewohnte Zartheit gegen das weibliche Geschlecht ganz aus den Augen verlor und sich handgreiflich überzeugen wollte, ob die Seraildienerin wirklich ein symbolisches Blumensträußchen unter dem Gewande trüge.

„Zurück," herrschte die graue Gestalt, und ein Dolch blitzte dem Wißbegierigen entgegen, daß er erschrocken einen Schritt zurückprallte.

„Bitte recht sehr," rief er, „ich glaubte, es wäre ein Selam."

„Den trag' ich," sprach die Gestalt.

„Da haben wir's," versetzte Larossossinier erfreut, „da hab' ich doch recht gehabt. Ja, in solchen Dingen bin ich nicht auf den Kopf gefallen. Darum, liebe Frau, stecke ruhig den Dolch ein und zeige mir den Selam. Ich will ihn ja Niemandem streitig machen; es ist ja blos rein wissenschaftlicher Eifer, der mich ihn zu sehen drängt. Darum zeig ihn mir getrost."

„Nimmermehr!"

„Würdest Du Dich vielleicht durch ein Stück Geld bewegen lassen?"

„Lieber den Tod!"

„Hm," sprach der Professor, „das ist wieder ein recht curioser Fall. Ich weiß genau, die Seraildienerinnen sind sonst das bestechlichste und geschwätzigste Volk auf Gottes Erdboden."

Während Larossossinier über diesen curiosen Fall nachdachte und allerlei Conjecturen ihm durch den Kopf gingen, erschien Camille an der Thür, der ob des langen Außenbleibens des Professors ebenfalls neugierig geworden war. Kaum aber hatte er sich blicken lassen, als die Seraildienerin auf ihn zueilte, sich auf ein Knie niederließ und dem Ueberraschten einen Strauß orientalischer Blumen überreichte.

„Deiner harrt die Rose der Rosen," sprach die Vermummte; „Du bist ihr Sonnenstrahl; darum säume nicht ihr aufzugehen als Tagesgestirn. Sie wird Dir erblühen in lieblicher Schöne."

Camille, der noch wenig von der arabischen Sprache verstand, empfing kopfschüttelnd das symbolische Geschenk. Larossossinier wollte wie ein Blitz darauf zufahren, ward aber von dem Dolche der Serailsfrau wieder zurückgeschreckt.

„Rühr' die heiligen Blumen nicht an, Du Ungeweihter," rief sie zornig, „oder der Tod ist Dein Theil!"

„Mit Verlaub," versetzte der Professor, „zu den heiligen Blumen sind diese Blüthen so eigentlich nicht zu rechnen; wenigstens gehört die Muskathyazinthe, die ich da bedeutungsvoll hervorlauschen sah, nicht darunter. Ich weiß recht wohl, was diese zu bedeuten hat."

„Wenn der Vollmond über der Pyramide des Cheops steht," fuhr die Araberin, zu Camille gewendet, fort, „erwartet Dich im Schatten der Saladinsykomore der getreue Bote. Folge ihm, und er wird Dich in das Paradies der Liebe geleiten."

Nachdem sie die Worte gesprochen, kreuzte sie nach morgenländischer Sitte zum Zeichen des Abschieds die Hände über der Brust und verließ das Gemach.

„Baptist," sprach Larossossinier, „sieh doch nach, ob das Wesen wirklich fort ist, und verriegle die Thür, damit wir sicher sind."

Dann umarmte er stürmisch den Beschenkten, der noch immer verwundert die schönen Blumen betrachtete.

„Dreimal Beglückter," rief er einmal über das Andere, „fürwahr Du mußt unter den glücklichsten der Sterne geboren sein. Was bis jetzt keinem Gelehrten und der ganzen Wissenschaft nicht zu erreichen möglich war, wonach wir bis jetzt vergeblich gerungen und gestrebt, wird Dir auf dem Präsentirteller angeboten."

„Nein," bemerkte Baptist, „einen Präsentirteller hatte sie nicht."

„Schweig, Du Eintagsfliege," rief zornig ob der Unterbrechung der Professor; „wie viel Mal soll ich noch Gelegenheit nehmen zu erklären, daß Du keine Allegorie verstehst!"

„Glücklicher Camille," fuhr er fort, „Dir soll das hohe, fast möcht' ich sagen, unverantwortliche Glück zu Theil werden! denn es ist in der That zu unermeßlich, einen türkischen Harem zu betreten."

„Die ganze Sache", erwiederte Camille, der des Professors Enthusiasmus keineswegs theilte, sehr ruhig, „erscheint mir zu romantisch, als daß ich von der allerdings sehr zarten Einladung Gebrauch machen sollte."

„Wie!" rief Larossossinier in höchster Ekstase, „keinen Gebrauch machen von einem Glücke, wonach die Sehnsucht Tausender vergebens seufzte?"

„Es hieße sich ganz thörichterweise einer Gefahr aussetzen, blos eitler Neugier halber," meinte Camille; „ich mag mein Leben nicht so nutzlos und leichtsinnig in die Schanze schlagen."

„Was da Gefahr, Leben!" rief Larossossinier, „wenn Euch auch schließlich der Dolch des eifersüchtigen Ehemanns zwischen die Rippen fährt, Ihr habt doch das Innere eines Serails gesehen und könnt zufrieden von hinnen fahren."

„Wenn alle unsere Soldaten so denken wollten, würde es mit der Armee bald mißlich aussehen."

„Dergleichen Abenteuer widerfahren auch nicht Allen!"

„Gleichviel, ich trage keine Gelüste nach der unbekannten Schönen."

„So laßt mich wenigstens den Selam mit Andacht studiren."

„Hier habt Ihr ihn."

Mit Entzücken empfing der Professor den zierlich gewundenen Strauß und studirte ihn mit wahrer Andacht.

„Hier diese drei knospenden Camellien", erklärte er nach einiger Zeit, „besagen, daß die Schöne Euch dreimal gesehen."

„Dreimal?"

„Ja, so steht ausdrücklich hier," fuhr Larossossinier fort; ferner dieser blühende Oleander, daß sie Euch von Herzen liebt."

„Ein Geständniß," meinte Renouard lächelnd, „das man sich wohl gefallen lassen kann; namentlich wenn die Absenderin hübsch ist."

„Und ob!" erwiederte der Professor; „glaubt Ihr denn, daß die Muselmänner Häßliche in ihre Serails sperren?"

„Hier diese Muskathyazinthe", fuhr er in seiner Erklärung fort, „verspricht den süßesten Liebesgenuß. Ferner dieses zitternde Nolimetangere bedeutet liebende Ungeduld. Die unbekannte Schöne kann die Stunde nicht erwarten, Euch zu sehen."

„Was bedeutet denn diese dünne rothe Blume mit dem schwarzen Kopfe in der Mitte?" erkundigte sich Baptist, der ebenfalls neugierig den Strauß betrachtete.

„Diese besagt, daß Du ein Esel bist," erwiederte der Professor; „siehst Du nicht, Schafskopf, daß es

ein rothbemaltes Stäbchen ist, an welches die verschiedenen Blumen sinnreich gebunden sind?"

„Hier ist ferner", fuhr er fort, „und zwar ganz in der Mitte, auch die unverwelkliche Papierblume, welche aus dem Selam leicht herausgebrochen werden kann und für den harrenden Liebesboten das Erkennungszeichen abgibt, daß man der Rechte ist. Kurz es ist ein Selam comme il faut; nichts fehlt daran; darum wäre es Sünde, seiner Einladung nicht nachzukommen. Camille Renouard, im Namen der nach Erlösung ringenden Menschheit, klage ich Euch des Hochverraths an, an Kunst und Wissenschaft, wenn Ihr dem Selam nicht Genüge leistet; wenn Ihr nicht die himmlische Gelegenheit benutzt, über das geheimnißvolle Innere des Harems, dieses große Räthsel des Abendlandes, Nachforschungen anzustellen und ausführlichen Bericht abzustatten."

„Wenn Ihr dermaßen vom Kitzel der Neugier geplagt werdet," erwiederte Renouard, „so tretet doch an meine Stelle und gehet selbst hin; ich will Euch die unverwelkliche Papierblume, die Euch legitimirt, gern abtreten. Selbst wenn Ihr später als der Unrechte erkannt würdet, bliebe Euch doch schöne Zeit, im Innern des Harems wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen."

Larossossinier war durch dieses großmüthige Erbieten ordentlich berauscht.

„Wirklich, das wolltet Ihr?" rief er wiederholt, „ich soll Eure Stelle vertreten? Seid versichert, edler Renouard, daß Eure Wahl keinen Unwürdigen getroffen hat.

Nach dem ersten Rausche ward aber der Professor doch etwas nachdenklich.

„Die Sache, je länger man darüber nachdenkt, will überlegt sein," sprach er; „hinein würd' ich wohl

ohne Schwierigkeit kommen, aber das Heraus, das ist die Frage. Daß die Prinzessin, oder wer die Selam entsendende Schönheit ist, höchlich erstaunen wird, wenn sie statt der erwarteten Antinousgestalt meinen miserablen Leichnam erblickt, läßt sich denken. Ein in der Liebe getäuschtes Frauenzimmer ist ein bös Stück Arbeit und weiß in der Wuth nicht, was es thut. Lieber will ich mich in der Gewalt des zornigsten Mannes befinden, als in der einer getäuschten Liebhaberin. Der Mann schlägt mir, wenn's hochkommt, den Kopf ab; aber ein Weib ist raffinirter und denkt sich Martern aus, die über die Begriffe gehen. Die gereizte Schöne ist im Stande, die haarsträubendsten Operationen mit mir vornehmen zu lassen."

Renouard mußte lachen, als der Professor seiner Phantasie so freien Lauf ließ.

„Ihr sprecht arabisch," tröstete er, „könnt Euch verständlich machen und Euch gewiß herausreden, falls die Sachen schlimm werden."

„Wenn sie mir aber die Zunge herausschneiden," replicirte er, „wie dies zuweilen zu geschehen pflegt, wie da? Dann hilft mir mein mühsam erworben Arabisch trotz seiner verschiedenen Mundarten nichts."

„Ihr müßt in Betracht ziehen," versetzte Camille, „daß der Gelehrte seiner Wissenschaft zu Ehren Muth und Entschlossenheit haben und im Nothfall Etwas wagen muß."

„Muth, Entschlossenheit", erwiederte Larossossinier, „fehlen mir keineswegs, das hab' ich wiederholte Male bewiesen; aber wo die Gefahr augenscheinlich auf der Hand liegt, soll man die Vorsicht nicht ganz bei Seite setzen. Was diese Serailsangelegenheit betrifft, so ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß, wenn ich auch als lebendiger, doch gewiß als verstümmelter Mensch

wieder aus der Höhle der Löwin herauskäme. Bei Euch ist es etwas Anderes. Ihr habt höchstens die Rückkehr des Herrn Ehegemahls zu fürchten, und wer weiß, wo dieser, von unsern Dragonern todt gemacht, unschädlich im Wüstensande liegt."

„Letzteres scheint mir sogar wahrscheinlich," fuhr er nach einer Pause fort, „sonst würde die Frau Gemahlin Anstand genommen haben, so ziemlich ungenirt den Selam zu schicken. Wahrscheinlich wird der guten Frau die Zeit lang, und sie sehnt sich nach Unterhaltung."

„Ich will Euch einen Vorschlag thun, Professor."

„Der wäre?"

„Gebt Euch für meinen Abgesandten aus. Da Ihr der arabischen Sprache mächtig seid, so wird es nicht schwer werden, Euch verständlich zu machen. Ihr setzt dann in blumenreichen Redensarten der Schönen auseinander, wie schmerzlich es mir gewesen, nicht haben erscheinen zu können; meines Sultans Befehle hätten mich verhindert; doch würde ich die nächste Gelegenheit mit Entzücken ergreifen, von der gütigen Einladung Gebrauch zu machen und der reizenden Perle des Orients meine Huldigung zu Füßen zu legen, und so weiter, und so weiter."

„Heureka!" rief Larossossinier, „der Rath wäre so übel nicht."

„Bevor Ihr aber", fuhr Renouard fort, „vorgelassen werdet und Eure durchdachten Entschuldigungsreden in wohlgewählte Worte kleidet, habt Ihr unschätzbare Gelegenheit, Eure Blicke umherspazieren zu lassen und über das Innere des Harems, so wie über die daselbst üblichen Gebräuche wahrhaft überraschende Eroberungen zu machen."

„Den Gedanken hat Euch Gott eingegeben," rief der Professor mit der frühern Ekstase; „Ihr habt

Recht, dies wäre ein Weg, auf welchem sich colossale Forschungen anstellen ließen. Als Gesandter, als diplomatische Person, stehe ich unter dem Völkerrechte, bin unverletzlich und habe sogar auf dieselbe Ehrfurcht Anspruch, die man Euch schuldig ist. Aber da stößt mir doch eine Bedenklichkeit auf."

„Welche Bedenklichkeit?"

„Wenn der Herr Gemahl retournirte?"

„Ihr spracht ja die nicht unwahrscheinliche Vermuthung aus, daß er, von unsern Dragonern kurz und klein gemacht, im Wüstensande ruhe."

„Wenn es aber nicht so wäre?"

„Dann freilich", meinte Renouard achselzuckend, „gilt's Haare lassen."

„Was die Haare betrifft," meinte der Professor, „das möchte gehen; ich besitze von diesem Artikel nicht viel; wenn nur der darunter befindliche Kopf in Ruhe bleibt."

„Bedenkt den Nutzen für die Wissenschaft," fuhr Camille fort; „sobald Ihr ganzbeinig und ganzköpfig das Serail im Rücken habt, welche Aufschlüsse! In Eurer Hand ruht alsdann der Schlüssel des großen Räthsels. Was Ihr künftig darüber sprecht, gilt als Orakel; was Ihr darüber schreibt, ist classisch. Solch unermeßliche Eroberung ist wohl eines Opfers werth."

Die Eitelkeit des Gelehrten ward durch diese Worte auf die Spitze getrieben. Er gedachte seines literarischen Credits, welchen ungeheuren Aufschwung derselbe gewinnen müßte, und die Furcht vor dem heimkehrenden Gemahl verschwand.

„Kommt er ja unerwartet nach Hause," sprach er, „gebe ich mich für einen Arzt aus, den man zu Hülfe gerufen; mit solchen Leuten geht man in der Regel glimpflicher um. Ich werde daher mein chirurgisches

Besteck zu mir stecken, um mich nöthigen Falls zu legitimiren."

Von jetzt an glaubte sich Larossossinier vollkommen gesichert und beschäftigte sich den ganzen Tag mit nichts weiter, als mit seiner geheimnißvollen Expedition. Camille sah jetzt ein, daß er in seiner scherzhaften Laune (weiter war es nichts gewesen) zu weit gegangen, als er den Professor für das zärtliche Rendezvous gestimmt hatte. Er suchte daher den gelehrten Freund in seinem Entschlusse wankend zu machen und vor dem romantischen Gange ernstlich zu warnen. Larossossinier hatte sich aber mit der Idee, in den Harem einzudringen, bereits so vertraut gemacht und glaubte sich mit Sicherheitspräservativen so hinreichend versehen, daß Renouard's Abmahnen nichts fruchtete. Vergebens bot der umsichtige und besorgte Freund seine ganze Beredtsamkeit auf. Um den Demosthenes endlich los zu werden, ging der verblendete Larossossinier sogar so weit, mit Hand und Wort zu geloben, von dem nächtlichen Gange abzustehen, wodurch er Camille vollkommen beruhigte; im Innern dachte er jedoch nicht im geringsten daran, sein Gelöbniß zu halten.

Als die Stunde des Rendezvous gekommen war, fand er sich, nach orientalischer Sitte vermummt, um die bezeichnete Stunde pünktlich bei der Sykomore des Saladin ein. Eine in einen Beduinenmantel gehüllte Gestalt ging schweigend auf und nieder. Es war Niemand Anderes, als jener Fellah, welchen Camille vor dem Kamsin gerettet hatte. Dem Professor schlug das Herz vor Erwartung. Er schritt einigemal neben der Gestalt auf und nieder und suchte durch verschiedene Gestikulationen und durch einige halblaut gesprochene arabische Worte sich als Denjenigen zu erkennen zu geben, den die unbekannte Schöne erwarte.

Die auf- und niedersteigende Gestalt nahm von alle den zärtlichen Demonstrationen des nebenher promenirenden Doppelgängers nicht die geringste Notiz.

Als alle seine Bemühungen fruchtlos blieben, besann sich endlich der Professor auf den Selam, den er hervorlangte und dem stummen Gefährten ziemlich dicht unter die Nase hielt, gleichsam als Talisman oder Nießwurz.

Dies wirkte. Die Gestalt blieb stehen, besah sich den Selam genau im Lichte des Mondes, gab ihn zurück und winkte zu folgen.

Eine Psyche kann nicht seliger dem Engel folgen, der sie nach dem Paradiese bringt, als Larossossinier dem voranschreitenden Fellah. In einer solchen hochromantischen Situation hatte er sich sein Leben lang nicht befunden.

Die Wanderung ging im Schatten der Häuser durch Gassen und Gäßchen. Endlich erreichte man den Palast eines Beys, rings von hohen Mauern umschlossen. Das Gebäude glich mehr einem abendländischen Kloster, als der Wohnung eines arabischen Großen. Eine kleine Thür that sich auf. Der Fellah reichte dem Professor die Hand. Man trat ein. Rings tiefe Finsterniß.

Dem Alterthümler ward nicht ganz wohl zu Muthe; doch der Gedanke, das Innere eines morgenländischen Harems kennen zu lernen, drückte jede aufkeimende Furcht nieder.

Es ging eine geraume Zeit in der Finsterniß dahin. Larossossinier folgte stolpernd seinem Führer; oft lagen Steine im Wege.

Er konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, wie der Morgenländer weder im Hellen, noch im Dunkeln die Ordnung liebe. Eine bessere Hauspolizei mußte die Steine längst hinweggeräumt haben. Unfehlbar

waren es unschätzbare Trümmer aus dem Alterthume, die hier in Finsterniß und ewiger Vergessenheit begraben lagen.

Obschon der Führer den Professor mit möglichster Sorgfalt durch das dunkle Labyrinth geleitete, so war Letzterer mit Ersterem doch keineswegs zufrieden. Der Fellah war zu Larossossinier's Verdrusse stumm wie ein Fisch und gab auf alle an ihn gerichtete Fragen keine Antwort.

„Entweder ist der Kerl taub", dachte der Professor, „oder im höchsten Grade verstockt. Mir ist das doppelt fatal. Man könnte schätzbare Erfahrungen machen. Wahrscheinlich ist ihm als Haremsdiener bei Todesstrafe verboten, über das Heiligthum auszuplaudern. Der Thörichte, ich würde ihn nicht verrathen."

Nachdem man den dunkeln Gang zurückgelegt, that sich vor den entzückten Blicken des Professors ein duftender Garten auf, der von dem Mondlichte mild erhellt ward. Aus der Ferne erklangen die Töne von Mandolinen.

Larossossinier that vor Entzücken einen Luftsprung.

„Endlich", rief er, „ist einer der seligsten Wünsche erfüllt; ich bin in einen der Gärten der Scheherezade getreten."

Der Fellah winkte mit der Hand und schien Stille zu gebieten. Der Professor konnte sich aber nicht sogleich beruhigen.

„Mitglieder der Akademie," sprach er zu sich, „wenn Ihr wüßtet, wenn Ihr ahnen könntet, wo sich Euer beneidenswerther College dermalen befindet! Ihr besitzt allesammt einen großen Vorrath von Neid; aber er würde nicht ausreichen, mich glückseligen Sterblichen ausreichend zu beneiden. Ja so und nicht anders sieht es in dem Innern eines Serails aus. Diese ewiggrüne Vegetation, silberhaft verklärt von dem stillen Monde

der so eben über der Pyramide des Cheops steht, diese Mandolinenklänge, unstreitig von den reizendsten Fingern den Saiten entlockt. O du gebenedeiter Professor der Alterthumskunde, welch ein segensreiches Geschick hat über dir gewaltet!"

In der That konnte es auch nichts Reizenderes geben, als diesen nächtlichen Garten. Blumen und Kräuter dufteten balsamisch. Feuerwürmchen leuchteten wie goldne Sterne in dunkelm Gebüsch. Dazwischen tönte Rauschen von Springbrunnen.

Der Fellah schritt stumm voran. Mit seligem Entzücken folgte Larossossinier. Endlich erreichte man ein tempelartiges Gebäude, dessen weiße Marmorsäulen geisterhaft durch schattendes Laubwerk leuchteten. Eine breite Treppe von Alabaster führte nach dem portalartigen Eingange.

Vergebens hatte sich zeither der Professor nach jenen reizenden Houris umgesehen, die das Serail so eigentlich zu einem irdischen Paradiese umschaffen. Keine dergleichen war ihm in den Weg getreten. Beim Anblicke des Marmorpalastes vergaß er die irdischen Schönen und vertiefte sich in architektonische Zweifel und Scrupel. Anstatt sich der schönen Bauart zu erfreuen, plagte er sich mit antiquarischen Hypothesen, welchem Jahrhunderte die Marmorsäulen wohl angehören könnten.

„Es ist ein wahrer Jammer," sprach er zu sich, „daß aus diesem seelenlosen Amphibium" — er meinte seinen Führer — „nichts herauszubringen ist. Wie man nur solche stumme Fische zu Führern ernennen kann. Ich hätte so manchen für die Wissenschaft höchst wichtigen Aufschluß erhalten können, wenn der Mensch einige Laute von sich gäbe."

Auch daß der Cicerone so schnell dahinschritt, war dem Professor nicht recht.

„So lauf' Er doch nicht so," mahnte Larossossinier; aber Jener kehrte sich nicht daran.

Als man die schönen Alabasterstufen emporstieg, hatte der Professor von Neuem seinen Aerger. Hier und da bemerkte er arabische Charaktere in die Stufen gehauen, welche er außerordentlich gern näher untersucht hätte; aber der Stumme ließ ihm nicht die geringste Zeit.

Nachdem man die Hauptthür des Marmorhauses im Rücken hatte, gelangte Larossossinier mit seinem Führer in ein saalähnliches Gemach, welches, außer einigen an den Wänden angebrachten Divanen, jedes Meubles entbehrte und durch eine Milchglaskugel matt erhellt ward.

Hier traten den Ankömmlingen zwei halbentkleidete Neger entgegen, welche den Professor unter den Arm nahmen und durch mehrere dunkle Hallen führten.

Larossossinier, als er bemerkte, daß sein zeitheriger stummer Begleiter zurückgeblieben war, suchte mit seiner neuen Begleiterschaft in Conversation zu treten.

„Wo soll die Reise eigentlich hingehen, meine Freunde?" erkundigte er sich.

Aber als ob Jedermann, der sich in diesem Bereiche befand, die Sprache verloren, mußten auch diese schwarzen Gesellen wiederholt angeredet werden, bevor sie Antwort gaben.

„Seid Ihr denn taub?" rief endlich Larossossinier voll Desperation.

„Dies sind wir nicht," erwiederte endlich die eine der Gestalten.

„Nun, warum sprecht Ihr nicht?"

„Wir wollen nicht!"

„Warum wollt Ihr nicht?"

„Man redet sich leicht um den Kopf."

„Dummes Zeug," lachte der Professor; „meinetwegen könnt Ihr Euch die Zunge lahm reden, ich werde nur dankbar dafür sein. Aber jetzt sagt alles Ernstes, wohin Ihr mich führt."

„In's Bad!"

„Was, in's Bad?" rief erschrocken Larossossinier und wollte Halt machen, woran er aber durch die Schwarzen verhindert ward; „wißt Ihr denn nicht, daß für einen Abendländer nichts schädlicher, als im Vollmonde zu baden? Die Erkältung kann tödtlich werden."

„Hilft nichts."

„Ich werde auf keinen Fall baden."

„Du mußt."

„Ich möchte wissen, wer mich zu solch einem lebensgefährlichen Acte zwingen wollte?"

„Die Sultanin."

„Madame kann nicht verlangen, was einer europäischen Constitution schnurstracks zuwiderläuft."

„Das muß sich Jeder gefallen lassen, der sie umarmen will!"

„Umarmen? Ich mag sie gar nicht umarmen."

Die Mohren schlugen bei diesen Worten ein hell Gelächter auf.

„Das wird sich finden," sagte der Eine.

„Das wird sich allerdings finden," murrte der Professor.

Während dieses für Larossossinier keineswegs erbaulichen Gesprächs hatte man ein zur ebenen Erde gelegenes Gemach erreicht, das einem Badezimmer so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern. Wenigstens ließ die dampfende Wasserfluth, welche in einer cysternenähnlichen Vertiefung des Erdbodens wogte, keinen Zweifel übrig. Die Anzahl der Mohren vermehrte

sich hier um ein Bedeutendes, welche sämmtlich zur Badedienerschaft gehörten und mit allerhand Vorkehrungen zu einem luxuriösen Bade beschäftigt waren. Während Einige wohlriechende Kräuter in die wollüstige, dunkle Fluth hielten, gingen Andere räuchernd umher; wieder Andere breiteten weiche, wollene Decken auf den Marmorboden.

Die zwei Schwarzen, welche den Professor zeither begleitet hatten, machten sich sofort an's Werk, denselben zu entkleiden, wogegen er jedoch mit Händen und Füßen protestirte.

„Gebt ein Dintenfaß her und Papier und Federn," rief er, „ich will einen Protest an die schöne Sultanin aufsetzen. Der Doctor Desgenettes hat mir jedwedes Bad ein für allemal verboten, weil ich zu rheumatischen Leiden inclinire."

Die Mohren nahmen auf den Protest des Professors nicht die geringste Rücksicht. Sie waren fortwährend bemüht, ihm die Gewänder zu entziehen, und da er sich verzweifelt zur Wehr setzte, sprangen noch mehrere Badediener hinzu, wo alsbald jeder Widerstand vergeblich war.

Larossossinier, da er mit Gewalt nichts ausrichtete, suchte er auf humanem Wege den dunkelfarbigen Unholden beizukommen.

„Wenn Ihr jemals an der Gicht gelitten habt, brave Schwarze," rief er, „so beschwöre ich Euch bei diesem diabolischen, Mark und Bein durchdringenden Schmerze, mich in Ruhe zu lassen; ich wette Hundert gegen Eins, daß Eure gestrenge Gebieterin den Badebefehl sofort zurücknehmen wird, wenn ich ihr die Schädlichkeit des Bades auf meine Gesundheit auseinandersetzen darf.

Auch das waren Worte in den Wind. Die Neger grinzten den Alterthümler mit widerlicher Freundlichkeit an; doch waren sie weit entfernt, seinem Gesuche nachzukommen. Im Gegentheile zerrten sie ärger denn je an seinen Kleidungsstücken.

„Mit Barbaren", seufzte der Professor, „ist doch ein miserabler Umgang. Es ist gerade, als hätte man eine Heerde Orangutangs vor sich. Ein europäischer Hund hat mehr Raison, als dieses blödsinnige Volk, das mir mit derselben Wollust den Kopf abschneiden würde, als es ihm Vergnügen zu machen scheint, mich zu entkleiden."

„Hätte ich übrigens ahnen können," fuhr er nach einer Pause fort, „daß man im Serail mir nichts dir nichts gebadet wird, mich würde keine Macht der Erde dahin gebracht haben, den Selam zu überbringen. Wenn ich total contract werde, ist es nur in der Ordnung."

Unter diesen niederschlagenden Reflexionen mußte sich Larossossinier gefallen lassen, wie die mit der europäischen Bekleidung ungeschickt umgehenden Badewärter ihm ein Stück nach dem andern vom Leibe zerrten. Das ward ihm zu arg. Nachdem er in Erfahrung gebracht, daß alle sein Protestiren, Bitten und Beschwören zu nichts fruchtete, und daß er dem verhängnißvollen Bade nicht mehr entgehen konnte, erklärte er, sich selbst entkleiden zu wollen.

„Mir aus den Augen, schwarze Satane!" rief er, „Ihr reißt mir Arme und Beine aus. Einen Stiefelknecht! daß ich mich meiner Stolpenstiefeln entledige."

Leider war aber in einem Serail, wo alle Welt in zierlichen Pantoffeln einherwandelt, ein Stiefelknecht eine unbekannte Größe. Die Neger grinzten den Alterthümler an, ohne ihn zu verstehen.

„Ist denn nicht wenigstens ein Stuhl, eine lumpige Bank da, worauf man sich setzen kann?“ frug ärgerlich Larossossinier.

Auch diese abendländischen Möbel gab es nicht.

Jetzt half es nichts, der Professor mußte sich auf den Boden niedersetzen und den Fuß hinhalten, daß man ihm in Ermangelung eines Stiefelknechtes den Stiefel ausziehe. Leider war aber derselbe in der Mondscheinpromenade etwas feucht geworden und verschwollen. Mit Löwenkraft faßte der eine Schwarze die lederne Beinbekleidung und zog daran, als wolle er einen Baumstamm aus der Erde reißen. Es konnte daher nicht anders kommen, als daß er den Professor wie eine Flaumenfeder hinter sich her zog. Die andern Schwarzen glaubten, daß müsse so sein und folgten grinsend dem seltsamen Fuhrwerk. So bewegte sich die Procession wiederholt durch mehrere Zimmer. Eins war immer einige Stufen tiefer gelegen, als das andere. Bei jeder Schwelle gab es daher einen bedeutenden Absatz, wo der geschleifte Leichnam des Professors stets in die Tiefe fiel, was von einem außerordentlich unangenehmen Gefühl begleitet war.

„Das ist rein um wahnsinnig zu werden!“ schrie Larossossinier, als der Stiefel durchaus nicht herunter wollte und die Fuhre ihren ungestörten Fortgang nahm.

Den Schwarzen, durch diese schreiende Rede aufmerksam gemacht, schien jetzt ein Licht aufzugehen und so das europäische Stiefelgeheimniß klar zu werden. Sie sahen ein, daß die zähe lederne Hülle nicht abzulösen sei, wenn nur Einer nach vorn zöge. Es wurde daher noch ein Zweiter beim Stiefel angestellt, während zwei Andere den Körper des Professors umklammerten, um der nach Vorwärts strebenden Gewalt wirksamen Widerstand entgegen zu setzen.

Kaum hatten sich diese verschiedenartigen Kräfte in Bewegung gesetzt, als das Geschrei des Professors in ein Zetermordio überging.

„Soll ich denn mit vier Pferden zerrissen werden?“ zeterte Larossossinier, und wirklich gelang es seinem ausdauernden Gebrüll, daß die Unholde von ihm abließen.

Er verlangte gebieterisch nach seinem Rocke, und als man ihm diesen gebracht hatte, zog er aus seinem chirurgischen Etui, das er zu seiner Legitimation als Heilkünstler zu sich gesteckt hatte, ein funkelndes Messer. Mit Hülfe desselben trennte er die Stiefelnaht und befreite seine Füße, die ihm durch die Folter des Ziehens ausnehmend lang geworden zu sein schienen.

Nachdem er der beengenden Stiefeln ledig, deshabilirte er sich vollends, doch durften ihm die ungeschlachten schwarzen Fäuste nicht wieder zu nahe kommen.

Während aber der Professor sich entpuppte und seinem Naturzustande näherte, vermochten die Badediener ihr Erstaunen nicht zu unterdrücken. Sie begriffen nicht, wie ihre Sultanin an dieser dürren und ungraziösen Gestalt habe Gefallen finden und ihr einen Selam schicken können.

Den Alterthümler seinerseits verdroß dieses verwunderungsvolle Betrachten seiner Person.

„Nun,“ fuhr er die Schwarzen an, „was gibt's zu gaffen? Hat man noch keinen weißen Menschen gesehen? Es ist dies Gaffen höchst unanständig. Seht Ihr doch sonst wohin!“

Das Erstaunen der Badedienerschaft erreichte aber den höchsten Grad, als der Professor mit äußerster Vorsicht seine rothe Perrücke abzog und einen fast completten Kahlkopf zeigte. Jetzt vermochten sie nicht länger, aus der Ferne zuzuschauen, sie drängten näher,

um das neue Wunder in Augenschein zu nehmen. Sie glaubten ihren Augen nicht zu trauen und tappten mit ihren Fäusten rücksichtslos auf dem kahlen Scheitel des Professors umher.

„Zurück, nichtsnutziges Gesindel!“ herrschte Larossossinier. „Das Volk ist so dumm, daß es Einen dauert. Es ist kein Wunder, daß diese Mohrensippe so dichtes Haar hat. Wer keinen Verstand besitzt, kann sich das Denken ersparen, und da gedeiht der Haarwuchs allerdings. Ich habe meine Haare verstudirt.“

Er reichte die abgenommene Perrücke einem der zunächststehenden Schwarzen.

„Daß sie mir in Acht genommen wird!“ gebot er.

Aber dies war ein Befehl, welcher die Kräfte der Mohren überstieg. Ihre Neugier hinsichtlich dieses abendländischen Wunderwerks war zu groß; die Haartour ging aus einer Hand in die andere, bei welcher Wanderung sie allerdings nichts gewann. Man schüttelte, zerrte und zupfte daran nach Herzenslust; hielt sich grinsend dieselbe unter die Nase, beliebäugelte und beroch sie.

Der Professor verzweifelte. Er sprang im Hemde seiner Perrücke nach, um sie den Händen der Wüthriche zu entreißen. Larossossinier schlug mit dem einen Stiefel wie besessen auf die Schwarzen ein; wodurch es ihm auch gelang, wieder in den Besitz seiner Kopfbedeckung zu kommen. Er brachte sie einigermaßen in Ordnung, rollte sie sorgfältig zusammen und schob sie in einen der Stiefel, welchen er vermittelst eines Bindfadens an seine Hüften befestigte.

Endlich fiel die letzte Hülle von dem professorlichen Leichname, so daß er dastand wie der Ahnherr Adam im Paradiese, nur daß bei Larossossinier der Stiefel, welcher die rothe Perrücke barg, an der einen Seite schaukelte.

„Wenn ich nicht, bevor ich in's Bad steige," sprach er zu sich, „mich ein wenig abkühle, kann mich der Schlag auf der Stelle treffen; ich bin zu echauffirt und ärgervoll ob der schwarzen Heiden."

Er stand daher im Begriffe, der Abkühlung halber, einige Mal auf- und abzuwandern, als wie auf ein gegebenes Zeichen zwei Badewärter auf ihn zustürzten und ihn an den Armen packten. Vergebens war die Gegenwehr. Man legte ihn der Längelang auf ausgebreitete Decken. Er begann aus Leibeskräften mit den Füßen zu strampeln, worauf sich der arbeitenden Beine ein paar anderweitige Badediener bemächtigten, so daß er dalag, wie ein mexikanischer Kriegsgefangener, der dem Vitzliputzli geschlachtet werden soll. Er wollte seine unverholene Aversion gegen derartige Behandlung an den Tag legen, als man ihm einen angefeuchteten Schwamm auf den Mund legte.

Jetzt ward mit dem Professor jene strapazirende Procedur vorgenommen, die fast jedem türkischen Bade vorherzugehen pflegt und allen Europäern so außerordentliches Mißbehagen erregt. Der Badende wird, bevor er in's Wasser kommt, in wollene Decken gehüllt, worauf ein oder nach Befinden zwei Badediener sich auf seinen Leib setzen und Arme, Beine, Unterleib, kurz alle erlangbaren Muskeln dermaßen durchkneten, daß alle Knochen und Gelenke knacken.

Der Professor, welcher sich um jedmöglichen wissenswerthen Gegenstand des Orients bekümmert hatte, nur nicht um die Badeanstalten, gegen die er stets eine Aversion empfunden, glaubte, sein letztes Stündlein wäre gekommen.

Auf seinem dürren Leichnam saßen zwei schwarze Fratzen, die sich möglichst bemühten, den etwas zähen Muskeln diejenige Appretur angedeihen zu lassen, um

das Bad so heilbringend und erquickend wie möglich zu machen. Sie kneteten, zerrten, knackten, pochten wie in einem Amalgamirwerke, wie in einer Marterkammer der spanischen Inquisition.

Wenn man mit dem Badecandidaten auf der einen Seite fertig war, wurde er wie ein Eierkuchen umgewandt und die Procedur des Knetens ging auf der entgegengesetzten Seite los. Der Unglückliche lag daher bald auf dem Rücken, bald auf dem Bauche, als völlig willenloses Individuum. Er kam sich vor wie ein Cotelet, bei dem nur noch fehlte, daß es gebraten würde.

Trotz seiner erbarmungswürdigen Lage verließ den Professor seine philosophische Contemplative nicht.

„Das sind also die Herrlichkeiten eines Serails?" sprach er. „Wie sich der Mensch täuschen kann; und zu solchen Amüsements wird man durch einen Selam invitirt. Die türkischen Schönheiten müssen liebenswürdige Launen haben. Es ist kein Wunder, wenn sie zuweilen dutzendweise gesäckt und in's Meer geworfen werden. Ich thät's auch, hätt' ich diesmal Etwas zu befehlen."

Der Professor ward wieder umgewandt, was mit großer Unbehaglichkeit verbunden war, da ihn alle Glieder schmerzten.

„Wer nur dies einzige Mal todt wäre!" seufzte er. „Ganze Knochen und Gelenke hab' ich einmal nicht mehr. Was hilft mir ein Leib ohne allen Zusammenhang."

Nach ägyptischen Ansichten schien der Professor für das Bad jetzt hinlänglich appretirt. Man trug ihn nach der Vertiefung, wo in einem Marmorbecken die dunkle Fluth aromatisch duftete.

„Daß Gott erbarme," rief Larossossinier, „nun

ersäufen sie mich zu guterletzt. Gute Nacht, Welt! Bald ist der Tempel der Wissenschaft um eine seiner erhabensten Säulen ärmer. Crösus rief einst, als er auf dem Scheiterhaufen stand, „Solon, Solon!" ich möchte rufen: „Selam, Selam.

Wie ein vom Kreuze Abgenommener ward der Leichnam des Professors in das Wasser gesenkt.

Kaum befand er sich aber einige Zeit im Wasser, als die belebende Kraft des Bades den Körper durchdrang. Die Schmerzen in den Gliedern hörten auf, und an ihre Stelle trat ein höchst behagliches Gefühl, das von Minute zu Minute wohlthuender ward.

Dem Professor war aber trotzdem nicht ganz wohl zu Muthe. Seine Einbildungkraft spielte ihm einen Streich. Als ihm nach und nach so wohl, so leicht wurde, glaubte er, dies sei ein Zeichen seiner bevorstehenden Auflösung.

Er ward, je wohlthuender das Bad auf ihn wirkte, immer sentimentaler, weil er nur noch wenige Minuten zu leben glaubte.

„Es unterliegt keinem Zweifel," seufzte er, „ich muß scheiden von dir, du schöne Erde; ich fühle, wie der Tod immer mehr zum Herzen dringt. Aber wie süß er durch die geräderten Glieder schleicht, er kann die alten Mucken nicht lassen; er behält immer etwas Fröstelndes. Er ist einmal keines Menschen Freund."

„Der Gedanke, so einsam hinüber zu gehen," fuhr er nach einer Pause fort, „hat in der That viel Wehmüthiges. Ich hätte das früher nicht geglaubt. Wenn wenigstens Camille hier wäre. Die Sorge um meine Sammlungen liegt mir schwer auf dem Herzen; obschon ich in meinem Testamente sorgfältig darüber verfügt habe und ein ausführliches Verzeichniß beiliegt."

Aber je näher sich Larossossinier dem Tode glaubte, desto kräftiger, desto wohler ward ihm.

„Es ist doch eine seltsame Einrichtung der Natur," philosophirte er, „daß das Leben unmittelbar vor dem Erlöschen noch einmal urkräftig aufflackert. So zum Beispiel wüßte ich nicht, wenn ich mich so wohl befunden hätte, als gerade jetzt."

Unterdeß breiteten die schwarzen Badediener einen großen wollenen Teppich aus, den sie von allen Seiten beräucherten. Der Professor, welcher dieser Zurüstung zuschaute, begriff nicht, was das wieder bedeuten sollte.

„Wenn ich nur darüber klar wäre," sprach er für sich, „ob man mich wirklich todt machen will oder nicht. Ein Ersäufen scheint nicht im Plane der Schwarzen gelegen zu haben, sonst würde mehr Wasser im Becken gewesen sein; oder man brauchte mir blos einen Schlag auf den Kopf zu geben. Das Ganze hat wirklich mehr das Ansehen eines Bades. Seltsame Gebräuche!"

„Der Tod will auch nicht kommen," fuhr er nach einiger Zeit fort; „im Gegentheil, Appetit stellt sich ein, und Händ' und Füße sind mir wunderbar gelenkig."

Er visitirte seinen ganzen Körper und fand den Zustand desselben höchst zufriedenstellend. Nicht nur, daß Larossossinier nicht die geringsten Schmerzen mehr empfand, so hatten auch alle Glieder und Muskeln eine solche Elasticität erlangt, als wären sie die eines Jünglings.

Nachdem die Badewärter mit dem Räuchern zu Ende waren, nahten sich zwei derselben dem über seinen Zustand in fortwährendem Philosophiren begriffenen Professor, faßten ihn unter die Arme und hoben ihn aus dem Bade. Mit weichen Tüchern ward der

Körper getrocknet, worauf er nach dem Orte geführt wurde, wo die wollenen Decken ausgebreitet lagen.

„Was soll denn jetzt losgehen?“ erkundigte sich der Gebadete.

„Niederlegen,“ war die eintönige Antwort.

„Das will ich wohl,“ versetzte Larossossinier, „daß nur nicht die vorige Marterei wieder losgeht!“

Das Andenken daran stand ihm noch zu gräßlich vor Augen, daß er einige Augenblicke Bedenken trug, dem „Niederlegen!“ Folge zu leisten. Doch ehe er sich's versah, lag er, von den Händen der Badediener ergriffen, auf der einen Decke ausgestreckt, und ganz wie früher faßten zwei Schwarze auf dem gebadeten Leichnam Posto.

„Das ist ja um zum Wahnsinn überzugehen,“ seufzte Larossossinier, „so soll denn das schwarze Werk, mein Untergang, wirklich zur Ausführung gebracht werden? Ich will es nur gestehen, ein zweites Mal halt' ich die Räderei nicht aus.“

In der That mußte sich der Professor einer zweiten, fast noch schmerzhafteren Operation als das erste Mal unterwerfen. Er ward diesmal zwar nicht geknetet, wohl aber gebürstet wie ein Stück Tuch beim Tuchscheerer und mit einer Art Ruthen gepeitscht, wie ein Deserteur.

Wie ein elektrischer Aal zuckte der Unglückliche vor Schmerz fortwährend in die Höhe und stöhnte wiederholt, daß man ihn doch todt machen möchte. Seine Bitte blieb ohne Gewährung; im Gegentheil schienen den peitschenden und bürstenden Schwarzen die convulsivischen Bewegungen des Geplagten vielen Spaß zu machen. Sie grinzten freundlich bald sich, bald die am Boden liegende Leidensgestalt an und hörten mit dem Frottiren nicht eher auf, bis der Professor vor Hitze

so roth wie Scharlach glühte. Dann ward er wieder in Decken gehüllt und eine Zeitlang ruhig liegen gelassen. Es währte nicht lange, so begann der Eingehüllte ordentlich zu rauchen. Er lag wie in einem Dampfbade.

„Wenn das noch eine Zeitlang so fortgeht,“ seufzte er sterbensmatt, „so laufe ich vollkommen auseinander, und Nichts bleibt von mir zurück. Ist's möglich, kann ein Staubgeborner so viel Wasser von sich geben wie ich? Das muß nach zeither ganz unbekannten anthropologischen und chemischen Gesetzen zugehen. Ich bin ein wahrer Gebirgsquell.“

Als Larossossinier den Höhepunkt der Transspiration erreicht hatte, sprangen die dienstbeflissenen Schwarzen abermals herbei und wickelten den rauchenden Leichnam aus den wollenen Decken. Man trug ihn wieder direct nach dem Bade, das unterdeß von Neuem zurecht gemacht worden war und diesmal aus kaltem Wasser bestand.

Wie schwach Larossossinier war, so widerstrebte instinktmäßig seine europäische Natur dem kalten Bade.

„Seid Ihr vom Teufel besessen?“ schrie er, sich sträubend, „da muß mich ja augenblicklich der Schlag treffen.“

Die Schwarzen hörten nicht auf dergleichen Reclamationen. Ehe sich's der Professor versah, lag er im kalten Bade. Er strampelte wie ein Gehenkter.

„Schinderei und kein Ende!“ rief er einmal über das andere.

Das kalte Bad währte indeß keine Minute, worauf er wieder herausgefischt und in Decken gehüllt wurde. Trotz der beispiellosen Strapazen fühlte er sich recht angenehm. Leicht und wohlig floß das Blut durch die Adern. Eine sanfte wohlthuende Wärme durchströmte

den ganzen Körper. Dieser Zustand gab seinem philosophischen Geiste wieder vollauf Stoff zum Nachdenken.

„Da mache mir ein europäischer Arzt einen Vers darauf,“ sprach er; „nach allen medicinischen Theorien müßt' ich jetzt vollkommen todt sein. Was man in einem Serail für Erfahrungen macht. Komm' ich lebendig heraus, was ich allerdings sehr bezweifle, soll die Welt Wunderdinge erfahren.“

Zwei Badewärter knieten jetzt zu seinen beiden Seiten nieder, welche ihm auf kostbaren Schalen Sorbet, Früchte und Kuchen überreichten. Der Professor ließ sich diese Spenden wohlbehagen und speiste mit bestem Appetit. Aber gerade als es ihm am vorzüglichsten schmeckte, zogen ihm die Schwarzen die Leckerbissen vor der Nase weg.

Larossossinier gab im schönsten Arabisch zu verstehen, daß er durchaus noch nicht satt sei; die Mohren aber nahmen darauf keine Rücksicht und ließen sich selbst die zahlreichen Ueberbleibsel trefflich schmecken.

„Das muß ich gestehen,“ sprach ärgerlich der Professor, „eine abgeschmacktere Sitte ist mir noch nicht vorgekommen. Nach der Bademotion konnt' ich für Vier essen, und kaum hab' ich zugelangt, so verschwinden die Herrlichkeiten gleich der Fata Morgana, und ich muß geduldig zusehen, wie sich das schwarze Viehzeug mästet.“

Nachdem die Mohren die kostbaren Naschwaaren verschlungen hatten, bedeutete man ihn, aufzustehen.

Wie ein Jüngling sprang Larossossinier von seinem Lager. Er kam sich zwanzig Jahre jünger vor. Das Bad hatte ihn wahrhaft wunderbar gestärkt. Als daher sich zwei der Schwarzen nahten und Miene machten, ihn zu frottiren, hielt er ihnen muthig und kampflustig zwei Arme entgegen.

„Ich erwürge Euch," rief er, „so man sich untersteht, nochmals die Faust an mich zu legen! Versucht's einmal, Ihr Teufelsgesichter!"

Der eine Badewärter machte ihm bemerklich, daß er blos mit dem weichsten Flanell gerieben werden sollte.

„Bin genug gerieben," meinte Larossossinier, „habe mein Lebelang genug daran."

Ein anderer Schwarzer trat mit einer Krystallphiole auf den Professor zu.

„Was willst Du?" frug Larossossinier.

„Du sollst mit Rosenöl aus Schiras gesalbt werden," war die Antwort.

„Ich mag nicht gesalbt sein, und wär's mit Rosenöl; ich kann die Einreibungen nicht leiden."

Statt aller Antwort machte einer der Badewärter, der den Oberbefehl zu führen schien, mit der Hand ein Zeichen. Sogleich zogen zwei Mohren dem Professor die Beine weg, daß die kampflustige Gestalt im Augenblick wieder auf der Decke lag.

Trotz des desperaten Gestrampels von Seiten Larossossinier's, denn er war fortwährend der Meinung, daß eine neue Marterkur mit ihm vorgenommen werden sollte, nahm das Frottiren seinen Anfang. Als der Frottirte jedoch inne ward, daß der diesmalige Modus von dem frühern himmelweit verschieden war und ein höchst behagliches Gefühl hervorbrachte, so streckte er sich geduldig aus so lang er war. Auch ließ er sich's ruhig gefallen, wie er mit Rosenöl gesalbt wurde.

„Das Zeug riecht wirklich nicht übel," sprach er, und als die Frotteurs in ihrem Geschäft einmal inne hielten, sagte er: „Immer krabbelt, ich bin zufrieden mit Euch."

Nachdem die Oelung vollbracht und das kostbare

Naß mit weichem Flanell in den Körper gerieben war, so daß der Professor wie ein blühender Rosenstrauch duftete, gab man dem Gesalbten zu verstehen, daß er sich wieder erheben möchte.

„Ich hätte gern noch ein wenig gelegen," gestand Larossossinier, „aber sagt, ihr schwarzen Kinder, was soll jetzt geschehen?"

„Bekleidet ihn jetzt mit dem Kaftan des Gebieters," gebot der Anführer der Schwarzen.

Dies geschah. Man zog dem Professor einen reichen, prächtigen Kaftan an und reichte ihm perlengeschmückte Pantoffeln.

So wie Larossossinier das Gewand umgeworfen, fielen sämmtliche Sclaven auf die Kniee und hoben wie anbetend ihre Arme zu ihm empor.

„Incommodirt Euch nicht," sprach der Professor, „und sagt mir lieber, was das Alles zu bedeuten hat?"

„Du sollst geopfert werden," war die dumpfe Antwort.

„Was!" rief Larossossinier auf's Höchste erschrokken, „geopfert? Ich will nicht hoffen, daß man die Gastfreundschaft auf so entsetzliche Weise verletzt. Erst Anbetung und gleich darauf Opferung! Das wäre unerhört. Nie war mir das Leben wohl angenehmer als jetzt."

„Es soll Dir noch angenehmer werden."

„Wenn man mich schlachten will? Das wüßte ich doch nicht."

„Du sollst nicht geschlachtet werden."

„Das wäre mir höchst erwünscht, gleichwohl begreife ich nicht —"

„Du sollst nur der Liebe der Sultana geopfert werden."

„Der Liebe der Sultana soll ich geopfert werden? Wie hat man das zu verstehen?"

„Du wirst sie mit Zärtlichkeit umarmen.“

„Ich soll sie mit Zärtlichkeit umarmen?“

„So ist's!“

„Aber was dürfte der durchlauchtigste Herr Gemahl dazu sagen?“

„Der ist fern von hier bei Murad-Bey.“

„Aber wenn ich nun aus zarter Rücksicht für häuslichen und ehelichen Frieden und nach christlicher Moral Bedenken tragen dürfte, die hohe Frau, die mir hinsichtlich der ehelichen Treue nicht eben felsenfeste Grundsätze zu besitzen scheint, zu umarmen, was dann? —“

„So trifft dieser Dolch Dein Herz, und diese seidene Schnur knüpft Dir die Kehle zu,“ sprach der unterrichtende Schwarze und zeigte die lebensgefährlichen Instrumente.

Larossossinier schauderte.

„Das sind allerdings Gegenstände,“ sprach er, „wovon ein jeder für sich hinreicht, die solidesten Grundsätze zu erschüttern.“

Er fuhr zu fragen fort:

„Und wenn ich nun den Befehlen Ihrer Durchlaucht nachgekommen?“

„Dann verläßt Du reich beschenkt dieses Haus.“

„So? das ließe sich hören. Ich dürfte mich wohl vorher auch ein wenig in der häuslichen Einrichtung Ihrer Durchlaucht umsehen?“

„Wenn Du einmal Gnade gefunden vor ihren Augen, sind Dir alle Geheimnisse des Serails geöffnet.“

„Vortrefflich,“ rief der Professor, „da wären ja wahre welterobernde Entdeckungen zu machen. Ich stünde über Bonaparte.“

„Aber,“ frug er weiter, „wenn ich nun bei

näherer Besichtigung nicht das Glück haben sollte, vor den Augen Ihrer Hoheit Gnade zu finden?"

„So trifft dieser Dolch Dein Herz, und diese seidene Schnur knüpft Dir die Kehle zu."

Und wiederum hielt der grinzende Schwarze dem schaudernden Larossossinier die beiden lebensgefährlichen Instrumente vor.

„Doch sei ohne Furcht," fügte er beruhigend hinzu, „Sultana kennt Dich."

„Was Sie sagen! Sollte Ihre Hoheit etwa eins meiner Bücher gelesen haben? Vielleicht mein vierbändiges Werk über die Emancipation der Frauen des Morgenlandes?"

„Sultana liest nicht."

„Das thut mir leid; aber wie konnt' ich außerdem das Glück haben, die Augen Ihrer Durchlaucht auf meine Unscheinbarkeit zu richten?"

„Sie hat Dich mehrere Mal unter den Fenstern ihres Palastes vorbeireiten sehen."

„So? Allerdings, zu Esel nehm' ich mich nicht unvortheilhaft aus. Doch noch ein Wort im Vertrauen, lieber Schwarzer, ist Deine Sultana hübsch."

„Die schönste Frau im Nilthal."

„A la bonheur!" Nun, wenn's nicht anders sein kann, will ich den Wünschen Ihrer Hoheit nicht länger widerstreben. Ich begreife zwar nicht, warum sie gerade an mir den Narren gefressen hat; ich hatte bisher in meiner Bescheidenheit geglaubt, daß meine dürftige Figur die Augen der Frauen unbehelligt ließe. Aber das schickt sich oft wunderbar in der Welt; de gustibus non est disputandum; hat doch der lahme Vulkan die schönste Göttin zur Frau bekommen, warum sollt' es der Himmel nicht wollen, daß ein Mitglied der Akademie eine Sultanin erobert."

„Allah ist groß!“ erwiederte der Schwarze.

„Da haben Sie recht,“ sprach der Professor und fühlte sich sehr beruhigt. Plötzlich erschien ein schöngelockter Knabe, welchem alle anwesenden Badewärter ehrfurchtsvoll Platz machten. Er ließ sich vor dem im reichen Kaftan prangenden Professor nieder und überreichte ihm auf einer silbernen Schale eine blühende Muskathyazinthe.

„Holder Jüngling,“ sprach Larossossinier, die Blume nicht ohne Gravität entgegennehmend, denn er fand sich immer mehr in die Rolle eines begünstigten Lieblings, „was soll dies neue Zeichen unerwarteter Huld?“

„Daß Dich, Beglückter der Sterblichen, die Rose der Rosen erwartet,“ flötete der Knabe.

„Nun,“ erwiederte der Professor aufbrechend, „so wollen wir, der Beglückte der Sterblichen, die Rose der Rosen nicht warten lassen. Folget mir, meine Sclaven.“

Zu dem Ueberbringer der Muskathyazinthe aber sprach er: „Wandle voran, Jüngling aus edlem Geschlecht, leuchte voran, ein Genius der Liebe, ähnlich jenem Liebesgotte der Alten, dem schalkhaften Sohne der meerentsprossenen Anadyomene.“

Der Knabe that, wie ihm geheißen, und Larossossinier folgte gravitätisch im faltenreichen Talare. Es war ein eigner Geist in ihn gefahren. Sein Selbstgefühl war durch die Liebe der Sultanin außerordentlich gehoben. Die reiche Tracht verlieh ihm Würde. Er begriff selbst nicht, wie er mit einem Male ein so gebietender Herr habe werden können.

Unter der Thür blieb er aber stehen und visitirte seinen kahlen Scheitel.

„Wäre es nicht wünschenswerther,“ sprach er zu

den ihn begleitenden Sclaven, „wenn ich vor Ihrer Hoheit in der Perrücke erschiene? Es ist dies doch wohl anständiger als der Kahlkopf.“

Die Schwarzen waren der Meinung ihres neuen Gebieters nicht entgegen. Die Perrücke wurde gebracht, und also behaart trat der Günstling der Sultanin seine Wanderung an.

Magische Dämmerung umfing die Dahinschreitenden, als sie die Badegemächer im Rücken hatten. Der gegen die Außenwelt durch hohe Mauern geschützte Garten war auf kunstreiche Art von bunten Lampen erleuchtet. Feenhaft leiser Gesang klang durch die Zweige. Hier und da ward im leichten, fliegenden Gewande ein sylphidenhaftes Wesen sichtbar, das eben so schnell wieder im Gebüsche verschwand. Zu allen diesen Bezauberungen erfüllte himmlisches Arom die blüthenduftschwere Luft.

Larossossinier taumelte wie ein Trunkener durch die ungeahnte Herrlichkeit.

„O Schehezerade,“ rief er einmal über das andere, „ich glaubte zeither, Du habest nur gefabelt und Deinem langbartigen Bettgenossen tausend und eine Nase aufgeheftet, und viele Andere glauben dies zur Stunde noch, selbst höchst respectable Geister im Reiche der Wissenschaft; jetzt sehe ich wohl, daß Du dem Alten nur reinen Wein eingeschenkt hast. Großer Gott, säß' ich nur bereits hinter meinem Pulte, um der erstaunten Welt über das Innere eines Serails ein Licht aufzustecken. Wie schmerzvoll auch die Badeoperation war, ich habe sie nicht zu theuer erkauft, wenn ich das Alles zu Papiere bringen darf.“

Ein dunkler Gang, von Jasmin und persischen Rosen überwölbt, nahm die Wanderer auf. Der Bote der Liebe war stets ein paar Schritte voran, und vier

Schwarze folgten. Allmählich erloschen die bunten Lampen, und es ward von Schritt zu Schritt dunkler. —

„Sie hätten sollen eine Fackel anzünden, Herr Amor," sprach Larossossinier.

„Folge getrost, es wird Dir kein Schade geschehen."

„Das ist bald gesagt, guter Knabe, aber man möchte doch wissen, wo man so eigentlich hintritt. Ich bin Lichtfreund und liebe die Aufklärung."

Dem Professor war die Dunkelheit weniger wegen der Gefahr, in die er gerathen könnte, unangenehm, als vielmehr weil es in dieser tiefen Nacht so schwer hielt, die Wiß- und Neubegier zu befriedigen.

„Das ist ja eine wahrhaft ägyptische Finsterniß," sprach er nach einer Pause mit beiden Armen umhertastend, „die kann zu Pharao's Zeiten nicht totaler gewesen sein. Wo sind Sie denn, Werthgeschätzter; laufen Sie mir nicht davon, ich wäre ein verlorener Mensch; werden wir nicht bald etwas in's Klare kommen?"

„Bald," erwiederte der Knabe.

Er hatte nicht Unrecht. Nach ungefähr funfzig Schritten zeigte sich in einiger Entfernung ein Rosalicht, das an Größe und Helle zunahm, je mehr man sich ihm näherte. Es glich einer aufblühenden Morgenröthe. Bäume und Sträucher traten in rosenrothe Verklärung.

„Mein Gott," sprach Larossossinier besorgt, „es ist doch nicht etwa Feuer ausgebrochen im Serail? Wie steht es mit der hiesigen Feuerordnung?"

„Aber nein," fuhr er nach einer Pause fort, „das leuchtet so sanft und ist wahrscheinlich durch bengalische Flammen hervorgebracht."

„Es ist die Morgenröthe der Sonne," sprach der noch immer voranschreitende Knabe, „die Du umarmen sollst."

„Aber, Verehrter,“ gab der Professor zu bedenken, „das wird eine entsetzlich heiße Partie werden; und ich bin kein Salamander.“

„Die Flammen, welche Dir leuchten, Beglückter des Abendlandes, sind nur die Brandfackeln, welche erlöschen, sobald Sultana Dich empfangen hat.“

„Das ist mir lieb.“

„Nur einige goldene und silberne Fontainen werden rauschen und das Gemach der Liebe hold erleuchten.“

„Die Sache muß sich charmant machen; ich bin begierig.“

Die künstliche Morgenröthe flammte jetzt in solcher Stärke, daß die nächste Umgebung in rosenrother Verklärung stand. Zwischen Orange=' und hohem Oleandergebüsch blickte ein tempelartiges Gebäude. Weiße Marmorstufen führten nach einer portalähnlichen Thür.

„Wirklich allerliebst, allerliebst,“ lobte der Professor, indem er sich nach allen Seiten umschaute, „und jenes Gebäude in ächt sarazenischem Styl mit der hochgewölbten Pforte, die allerdings etwas nach Griechenthum schmeckt, was hat das zu bedeuten?“

„Das ist der Tempel der Liebe, wo Sultana sehnend Deiner harrt; die Pforte führt unmittelbar nach dem Gemache der Schönsten im Nilthal.“

Bei seiner Umschau im Rosalichte hatte Larossosinier die Bemerkung gemacht, wie der schwarze Brigadier in Begleitung von vier Mohren ihm gefolgt war. In der einen Hand trug derselbe einen scharf gespitzten Dolch und in der andern eine seidene Schnur, Beides Gegenstände, die nicht zu den Leidenschaften des Professors gehörten. Er erinnerte sich des vorigen Zwiegesprächs und frug jetzt:

„Getreuer Begleiter,“ sprach er milde, „wie weit wirst Du mir folgen?“

„Zur Sultana!“

„Ganz schön, aber da laß diese Dinge da,“ — er zeigte auf Dolch und Schnur — „außen, ihr Anblick würde mir selbst den Tempel der Liebe verleiden.“

„Sie sind mein Handwerkszeug, von dem ich mich nicht trennen darf.“

„Dein Handwerkszeug?“ frug Larossossinier stutzig, „mit wem hab' ich denn die Ehre?“

„Ich bin der Kapidschibaschi des Serails.“

Dem Professor lief's kalt über. Er entsann sich der zahllos blutigen Geschichten, in welchen der Kapidschibaschi, zu deutsch der Scharfrichter, eine nur zu bevorzugte Rolle spielte.

„Aber wenn ich Euch die Mühwaltung erlasse, mich zu begleiten, ehrfurchtseinflößender Kapidschibaschi, dann hättet Ihr wohl die Gewogenheit und ließet mich meine Wege gehen?“

„Ich darf nicht.“

„So, und zu welchem Zwecke? Ohnfehlbar eine Art türkische Etikette?“

„Damit ich gleich bei der Hand bin, wenn etwas vorfällt.“

„Was soll denn vorfallen? Geht mit Gott, guter Kapidschibaschi!“

„Man kann nicht wissen. Ihr wäret nicht der erste Liebhaber, den ich kalt gemacht.“

Der Professor brauchte nicht erst kalt gemacht zu werden; ihn schüttelte es bereits wie Fieberfrost, seine Zähne wirbelten Generalmarsch.

Der Bote der Liebe mahnte zum Vorwärtsschreiten.

„Ach,“ sprach Larossossinier, „ich möchte lieber umkehren. Geht das nicht mehr an? Gibt's kein Hinterpförtchen, kein Loch in der Serailsmauer?“

„Flucht ist unmöglich,“ versetzte der Knabe, „Euch erwartet entweder der Liebe höchster Lohn oder —“

„Nun — oder?“ — erkundigte sich zitternd der Professor.

„Der Tod,“ tönte es dumpf, und der Knabe schritt vorwärts.

Larossossinier, der vor Schrecken wie in den Boden gewurzelt dastand, wollte schlechterdings nicht vorwärts, als er, trotz der Würde, die er als begünstigter Liebhaber der Sultana bekleidete, von dem entsetzlichen Kapidschibaschi einen so urkräftigen Rippenstoß erhielt, daß er fast der Länge lang zu Boden gefallen wäre.

Halbbewußtlos taumelte er vor sich. Nichtsdestoweniger verließ ihn ganz der philosophische Geist.

„Was hilft mir das rothe Feuer und die mancherlei Ergötzlichkeiten, um die man sich meinetwegen in Kosten gesteckt hat,“ sprach er. „Kann denn ein Mensch derselben froh werden, wenn ein Scharfrichter auf Schritt und Tritt folgt und jeden Augenblick bereit ist, die Kehle zuzuschnüren oder den Dolch zwischen die Rippen zu schieben?“

Je näher man dem Tempel der Liebe kam, desto angenehmer füllten sich die Lüfte mit Arom der lieblichsten Blüthen. Die bengalischen Flammen verglühten; dafür trat der Liebestempel in sanfte Beleuchtung. Harmonien klangen durch Baum und Strauch, und es war nicht anders, als sollte ein selig Gestorbener in den Garten Elysiums eingeführt werden.

„Ja, singt, räuchert und illuminirt so viel ihr Lust habt,“ sprach Larossossinier, „ich kann der Herrlichkeit nicht froh werden, so lange der Kapidschibaschi als Schatten folgt.“

Er näherte sich nur äußerst langsam und nieder-

geschlagen dem prächtig decorirten Orte, wo ihn das schönste Glück erwartete.

Der voranschreitende Knabe machte Halt, kreuzte nach morgenländischer Sitte die Hände und ließ sich vor Larossossinier auf ein Knie nieder.

„Empfange, glückgeborner Sohn des Abendlandes, die Huldigung Deines Sclaven; Du stehst jetzt, glückgeborner Sohn des Abendlandes, im Begriff, die Schwelle zu überschreiten, wo Deiner die Rose der Rosen sehnend harret.“

„Ach,“ versetzte der Professor kleinlaut, „ich Glückgeborner des Abendlandes wollte, ich wäre im Abendlande geblieben.“

Nachdem Larossossinier, gefolgt von dem Kapidschibaschi, wie ein Verbrecher zum Schaffot, die Marmorstufe emporgestiegen war, trat er in einen hochgewölbten Saal, in dessen Ecken goldne und silberne Fontainen leise rauschten. Goldene Sprüche aus arabischen Dichtern bedeckten reichlich Decken und Wände. Im Hintergrunde des Saales wallte ein himmelblauer Vorhang herab.

Wie gern hätte der Professor ein wenig in den arabischen Schriftzügen studirt, die sich aller Orten dem Auge darboten; aber ein Blick auf den unheimlichen Kapidschibaschi, der mit gezücktem Dolche unmittelbar hinter ihm stand, benahm ihm jedwede Lust zum Studiren.

„Knie nieder,“ gebot jetzt der Bote der Liebe.

Dem Professor mochte diese Stellung etwas verdächtig vorkommen. Er zögerte und wollte sich vorher erkundigen, was es mit dieser Kniebeugung für eine Bewandtniß habe, als ein abermaliger urkräftiger Rippenstoß von Seiten des Kapidschibaschi seinen Bedenklichkeiten ein Ende machte. Unmittelbar nach dem Stoße lag er andächtig auf den Knien.

„Bete zu Allah," commandirte der Bote der Liebe weiter.

„Aber so bedenken Sie, ich bin ein Christ, der seine Religion nicht verleugnen darf."

„Bete zu Allah," raunte wieder der Kapidschibaschi mit Nachdruck und setzte die Spitze des Dolches auf den Nacken des Knienden.

„Ich bete ja schon," stammelte Larossossinier in Todesangst.

„Danke Allah für die große Gnade, die er Dir zu Theil werden ließ," fuhr der Knabe fort.

„Eine sonderbare Zumuthung," murmelte der Professor.

Der Kapidschibaschi, welcher das Gemurmel für abermalige Widerspenstigkeit hielt, bog sich zu ihm nieder, indem er den Dolch tiefer senkte.

„Dankst Du auch wirklich?" frug er.

„Und ob!" gab der Todesangst Schwitzende zur Antwort.

Jetzt that sich der himmelblaue Vorhang aus einander, und das himmelvollste Bild stellte sich den Blicken dar. Hingegossen mit cytherischem Liebreiz ruhte auf weichen, dunkelrothen Sammetkissen das schönste Weib. Gelöst floß das reiche dunkle Haar von dem blumensüßen Antlitz herab zum Schooß. Ein leichtes, unterm Gürtel nur lose zusammengehaltenes Gewand, das faltenreich herabwallte, ließ die schönsten Formen ahnen. Wie Schnee erglänzte die halb verhüllte Brust, und unter den langen, schattenden Wimpern glühten zwei dunkle Sonnen.

„Schau auf, glücklicher Fremdling des Abendlandes," sprach der Knabe, „und genieße, was Allah Dir beschieden."

Der Professor schaute auf, aber vermochte wegen

seines kurzen Gesichts die Rose der Rosen nicht zu erkennen.

„Ihre Hoheit wohl selbst?" frug er schüchtern den Boten der Liebe, „wenn ich nur meine Brille hätte."

„Leg' Deinen Kaftan ab," gebot der Knabe, „und theile den Himmel mit der Rose der Rosen."

Kaum aber war der Professor diesem Ersuchen nachgekommen und hatte sein faltenreiches Oberkleid abgelegt, als die getäuschte Sultanin wie eine Hyäne emporfuhr.

„Welch' Scheusal," kreischte sie voll Schreck und Wuth.

„Da haben wir's," sprach erschrocken Larossossinier, „ich behag' ihr nicht, hab' ichs doch gedacht, daß es so kommen wird."

Im selben Augenblicke stürzten zwei Gestalten verzweiflungsvoll am Lager der entrüsteten Schönheit nieder. Es waren der unglückliche Fellah, welcher den Unterhändler gemacht, und Fatime, die Seraildienerin, die Renouard den Selam überbracht hatte.

„Gnade, Gnade," jammerten Beide, „ein böser Geist hat sich in die Gestalt dieses Scheusals gekleidet und sich anstatt des herrlichen Jünglings eingeschlichen."

Die erzürnte Sultanin wußte nichts von Gnade. Sie gab dem Kapidschibaschi einen Wink, worauf der himmelblaue Vorhang zurauschte.

Der Kapidschibaschi hatte mit einem Male alle Hände voll zu thun und wußte nicht, wo er anfangen sollte. Das Allernothwendigste schien ihm die Bestrafung der Fatime und des Fellah, welche so unglücklich gewesen waren, anstatt eines jugendlich blühenden Capitains ein alterthümliches Mitglied der französischen Akademie in's Serail zu führen. Er ertheilte sogleich die erforderlichen Befehle.

Alsbald brachten schwarze nervige Fäuste die zappelnde Seraildienerin geschleppt. Mit einer Geschicklichkeit, welche anzeigte, daß den Mohren dies Geschäft nichts Neues sei, ward die unglückliche Botschafterin an Händen und Füßen gebunden und wie ein Stück Waare in einen Sack geschoben, den man zunähte. Ein anderweitiger Schwarzer nahm die weibliche Last auf die Schulter und brachte sie an den Ort ihrer Bestimmung. Dieser war ein Arm des Canals, der mit dem Nile in Verbindung stand und unmittelbar neben dem Garten dahin floß.

Nach Fatimen, kam die Reihe an den armen Fellah. Dieser, dem Leben ohnehin keinen Reiz bot, war weit ergebener als seine Unglücksgefährtin. Er sträubte sich nicht, als der Kapidschibaschi mit grinsender Freundlichkeit die Schnur an den Hals legte, und war nach Verlauf von wenig Secunden aller irdischen Qual erledigt.

Die beiden Helfershelfer hatten ihre Strafe verbüßt und waren unfehlbar im ersten Himmel des Propheten angelangt; nun sollte es über das eigentliche Corpus delicti, über Larossossinier hergehen. Das Verbrechen desselben erschien indeß dem Kapidschibaschi zu unermeßlich, als daß er mit der gewöhnlichen Strafe des sanften Erdrosselns hier durchzukommen hoffte. Er glaubte für diesen außerordentlichen Fall sich ganz specielle Befehle von seiner Gebieterin einholen zu müssen. Letztere befand sich keineswegs in liebenswürdiger Stimmung. Ihre langgenährte Sehnsucht, den ritterlichen Frankenjüngling, den sie oft vor ihrem Palaste hatte vorbeireiten sehen und dessen wunderschöne Augen ihr ganzes Wesen in Allarm gesetzt, an ihrer Seite zu wissen, und wozu sie die außerordentlichsten Vorkehrungen getroffen hatte, war durch das

Erscheinen des ältlichen, magern und nichts weniger als schönen Mitglieds der französischen Akademie in dem Grade getäuscht worden, daß nicht viel fehlte, und sie hätte sich selbst erwürgt. Sie wälzte sich wie unsinnig auf dem Götterlager, das ihr wie Nesseln brannte. Ganz ihrer dämonisch südlich-sinnlichen Leidenschaft hingegeben, mußte sie Blut sehen. Als daher der Kapidschibaschi zu ihr eintrat, um Befehle einzuholen, was mit dem Professor vorzunehmen sei, sprang sie auf und entriß ihm den Dolch.

„Schaffe die Badediener gebunden zur Stelle," rief sie, „daß ich sie strafe mit eigner Hand; sie sind Schuld, daß ich von der Anwesenheit des Scheusals nicht früher erfuhr."

In wenig Minuten lag die Badegesellschaft gebunden und winselnd zu den Füßen der schönen Furie, deren Zustand an Raserei grenzte.

Mit Wollust zückte ihr Dolch nach den Herzen der unglücklichen Schlachtopfer; Blut überströmte die kostbaren Teppiche. Gierig sogen die Blicke des wollüstigen Weibes an den klaffenden Wunden, denen roth und warm die Welle des Lebens entströmte. Erst nachdem die Quellen zu versiegen begannen und die Todeskrämpfe sich einstellten, schien die Tigerin ruhiger zu werden.

Gesättigt von Blut sank sie ermattet auf das Lager, während die Leichname der schuldlosen Opfer hinweggeschafft wurden und man alle Anstalten traf, die Spuren des fürchterlichen Gerichts zu vertilgen.

Es läßt sich denken, in welchem Zustande der Professor sich während der entsetzlichen Scenen befand. Schon bei Einsäckung der Seraildienerin und Erdrosselung des Fellah war er mehr todt als lebendig.

Als die blutdürstige Sultanin an die unglückliche

Badegenossenschaft selbst Hand anlegte, verging ihm Hören und Sehen; aber selbst in dieser verzweifelten Lage vermochte er sich nicht aller Reflexion zu enthalten.

„Hier erhält der alte Satz," meinte er, „daß Wollust und Blutdurst Zwillingsbrüder sind, einen abermaligen augenscheinlichen Beweis, und daß namentlich das weibliche Geschlecht dazu inclinirt.

Nachdem die blutgetränkten Teppiche durch andere nicht minder kostbare ersetzt und der Blutgeruch durch reichlich ausgesprengtes Rosenwasser entfernt war, nahte sich der geschäftige Kapidschibaschi der noch immer auf ihrem Blumendivan ruhenden Gebieterin. Er frug an, welche Züchtigung mit dem eingeschlichenen Scheusal vorgenommen werden sollte.

Die malerisch hingesunkene Schöne hörte lange nicht; endlich, nachdem der Kapidschibaschi eine geraume Zeit in ehrfurchtsvollem Schweigen einer Resolution gelauscht, erhob sich das Lockenhaupt, das Oval des süßen Blumengesichts wandte sich nach dem knieenden Henker, und die Hand beschrieb nachlässig einige telegraphische Zeichen in der Luft, die der gelehrige Kapidschi alsogleich verstand. Er erhob sich, machte, die Hände über die Brust gekreuzt, eine tiefe Verbeugung und schlug seinen Weg nach dem Orte ein, wo der Professor mit glühender Spannung die Dinge erwartete, die da kommen sollten.

So wie Larossossinier den Kapidschi direct auf sich zukommen sah, erreichte seine Spannung den höchsten Grad, und er machte einen unbeschreiblich langen Hals, um zu erfahren, was ihm bevorstehe.

Der Kapidschi nahte ihm cordial und vertraulich, daß ihm ganz wohl um's Herz ward.

„Nun," frug er den hereintretenden Kapidschi,

„wie steht's, Sie haben den Auftrag, mich wieder in's Freie zu bringen. Ich will's nur gestehen, es haben mir die letzten Scenen etwas warm gemacht. Bei Euch herrschen seltsame Gebräuche."

„Du sollst Dich wieder entkleiden," sprach der Kapidschi.

„Wie so? hat sich Ihre Hoheit vielleicht noch entschlossen, soll es bei der Umarmung sein Bewenden haben?"

„Vor der Hand nicht."

„Nicht? und welches ist der Wunsch Ihrer Hoheit?"

„Vorerst soll Dir die Haut abgezogen werden mit kleinen Messern."

„Sie Spaßvogel, ich bin ja kein Hase."

„Alsdann wirst Du geröstet auf einem glühenden Roste. Hierauf wird Dir der Kopf vom Leibe getrennt, ersterer sofort mit einem Nagel auf einem Pfahl befestigt, als Warnung für Jedermann, der wie Du unberufen sich in's Serail einschleicht, letzterer dagegen zerschnitten in kleine Stücke zum Futter für ein unreinliches Thier, damit nichts von Dir übrig bleibe."

Der Kapidschibaschi theilte diese Resolution der Sultana mit so viel Wohlwollen und Milde mit, daß Larossossinier in der festen Meinung blieb, jener spaße.

„Sie haben in der That Anlage zum Komiker," erwiederte er, „Sie sind trotz Ihrer bizarren Beschäftigung ein recht drolliger Mann."

Der Kapidschi nickte lächelnd, dann befahl er einigen der Mohren, sich mit den kleinen Messern zu versehen, und andern, Feuer anzuzünden, damit der Rost bald glühend werde.

„Vergessen Sie die Pfefferbüchse nicht," fügte Larossossinier hinzu, der noch immer in dem Wahne stand, der türkische Scharfrichter spaße.

Ein Scharfrichter spaßt aber nicht, am wenigsten ein türkischer. Die Mohren entfernten sich, während andere herantraten, um den Professor zu entkleiden und in diejenige Lage zu versetzen, die für die bevorstehende etwas schmerzhafte Operation nichts zu wünschen übrig ließ.

„Sollte der Giaur thörichten Widerstand zeigen," sprach der Kapidschi zu dem Mohren, „oder gar durch einfältig Geschrei die zarten Ohren der Sultana, welche so eben eines sanften Schlummers sich erfreut, verletzen, so sind hier passende Riemen und Knebel.

In seinem Leben hatte sich der Professor nicht in einer üblern Lage befunden, als jetzt. Sogar die Philosophie, seine treue Gefährtin in allen zeitherigen Lagen, verließ ihn. Er gab durch die außerordentlichsten Capriolen, die ein Mensch nur mit Händen und Füßen hervorzubringen im Stande ist, seine unverholenste Aversion gegen die ihm vom Kapidschibaschi angekündigte Procedur zu erkennen. Das half Alles nichts. Man bemächtigte sich seiner exaltirt gestikulirenden Gliedmaßen und streckte den Leichnam auf den Boden.

Da lag, ausgestreckt so lang wie es war, das Mitglied der Pariser Akademie in der bedenklichsten Situation. Zwei Mohren knieten bereits mit kleinen blitzenden Messern nieder, um die schauderhafte Operation des Hautabziehens vorzunehmen. Sie theilten sich brüderlich in die Arbeit. Der eine wollte beim Kopfe, der andere bei den Füßen anfangen, in der Gegend des Nabels hoffte man zusammenzutreffen.

Larossossinier mußte mit seinen eignen Ohren den schonungslosen Dialog anhören, in dem die beiden Schwarzen sich beriethen, nach welcher Methode der Professor geschunden werden sollte, denn es gab mehrere, wovon die eine immer größere Vorzüge vor der andern darbot.

Der unglückliche am Boden Liegende verschwendete alle Liebkosungen und Schmeichelworte, die ihm im Arabischen zu Gebote standen, um den Schwarzen begreiflich zu machen, wie so sehr es gegen alles Völkerrecht verstoße, wenn man an ihn, einem Mitgliede eines so ehrwürdigen Instituts, wie das der französischen Akademie sei, Hand anlege.

Die Mohren nahmen nicht die geringste Notiz von den mannichfachen Reclamationen des Mitglieds der französischen Akademie. Sie wetzten mit vieler Behaglichkeit ihre Messer und brachten außerdem die erforderlichen Präparate in Ordnung. In ihren Gesichtszügen nahm man nicht die geringste Miene des Mitleidens wahr; im Gegentheil schien ihnen die bevorstehende Operation viel Vergnügen zu machen.

Nachdem man mit allen Vorbereitungen zu Ende, faßte der eine Mohr den verzweifelnd hin und wieder wackelnden Professor am Kopfe, der andere am rechten Fuße, und mit einem Tempo that jeder einen Hauteinschnitt.

Ein Zetermordio des Professors, dem man bis jetzt den Mund noch nicht geknebelt hatte, folgte der Verletzung, obschon nur die Haut geritzt war. Der Kapidschibaschi ward bei diesem Geschrei aufmerksam, und ein Gedanke schien ihm durch den Kopf zu gehen.

„Vielleicht“, sprach er zu sich, „ist es Sultana angenehm, der Execution selbst beizuwohnen und sich daran zu weiden. Ich werde daher mit der Hauptabstreifung des Giaurs Anstand nehmen, bis Ihro Hoheit aus ihrem Schlummer erwacht ist.“

Er gebot daher den Schwarzen, vor der Hand nicht weiter zu schneiden, sondern zu warten, bis er Befehl zur Fortsetzung erhalten haben würde.

Die Lage des armen Larossossinier war entsetzlich.

Obschon seine Verwundung kaum der Rede werth war, glaubte er sich schon halb auseinander geschnitten und ächzte und lamentirte über alle Maßen. Ein Knebel machte seinem Wehklagen ein Ende. Dieser Zustand war ihm noch entsetzlicher, er war haarsträubend.

Indeß wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten. Während der Professor in der ohnmächtigsten Lage der Welt, mit geknebeltem Munde, dalag und gänzlich in die Gewalt seiner blutdürstigen und schindlustigen Feinde gegeben war, in diesem desperatesten aller Zustände, kam ihm plötzlich ein Gedanke wieder in den Sinn.

„Wie wär's," dachte er, „wenn Du Dich blos für einen Abgesandten, für einen Chargé d'Affaires des Herrn Renouard, für den doch der Selam eigentlich bestimmt war, ausgäbest? Er kann ja krank geworden oder sonst abgehalten worden sein und Du hast ihn entschuldigen sollen. Da Renouard allem Anscheine nach bei der Frau Sultana in hohen Gnaden steht, so werden von dieser wohlthätigen Gnadenwolke auch wohl für seinen expressen Boten einige Tropfen abfallen. Wenigstens wird man sich nicht an dessen Leben vergreifen."

„Was hilft mir aber jetzt diese rettende Idee bei dem verfluchten Knebel im Halse? Daß ich mich nicht eher darauf besann, als mir noch Redefreiheit gestattet war. O, welch' ein erhabenes Geschenk, ihr Götter! ist doch die Sprache, das Organ der mündlichen Mittheilung, dessen Nützlichkeit und Vortrefflichkeit mir in keinem Augenblicke so einleuchtend erschien, als gerade in dem gegenwärtigen."

Um die Sprache einigermaßen zu ersetzen und sich in Etwas verständlich zu machen, begann der Professor auf höchst ausdrucksvolle Weise zu brummen. Er

modulirte dieses Brummen auf so mannichfache Art, bald langsam, bald schneller, bald ritardando, bald scelerato, bald basso, bald soprano, daß die seltsame Musik den Ohren der Schwarzen nicht geringes Vergnügen machte. Sie sahen bald sich, bald dem am Boden liegenden Brummer mit grinsender Freundlichkeit in's Gesicht und wußten nicht, was sie vor Entzücken beginnen sollten.

Unterdeß war Sultana von ihrem wenig erquikkenden Schlummer erwacht, und gleich dem Professor fuhr auch ihr eine Idee durch den schönen Kopf und zwar in Form einer Frage.

„Wie ist das Scheusal zu dem Selam gekommen?" So hieß der Satz, der ihr Gehirn in Bewegung setzte. Ihre natürliche Logik sagte ihr, daß das Scheusal mit dem schönen Franken, dem der Selam eigentlich zugedacht war, in Beziehung stehen müßte. Sie wünschte darüber Aufklärung und läutete.

Der Kapidschibaschi erschien.

„Lebt Fatime noch?"

„Der Strahl Deines Zorns war schnell wie der leuchtende Blitz," erwiederte der Gefragte, „Fatime ist bereits verdientermaßen eine Beute der Fische."

Sultana fuhr sich unmuthig über die Stirn.

„Das ist mir nicht lieb; aber Achmet, der Fellah?"

„Der Strahl Deines Zorns war schnell wie der leuchtende Blitz," tönte es abermals, „Achmet ward nach kurzem Widerstande verdientermaßen von meiner Hand erdrosselt."

„Fatal," sprach Sultana, „Du bist sehr schnell, Mustafa."

„Noch immer nicht schnell genug in exacter Vollziehung Deiner Befehle."

„Und das Scheusal, ist das auch schon geröstet?"

„Weder gehäutet, noch geröstet," erwiederte der Kapidschibaschi; „ich wollte Deinen Blicken das reizende Schauspiel nicht vorenthalten, und Du schlummertest so sanft. Darum habe ich den Giaur noch am Leben gelassen."

„Du hast diesmal weise gehandelt, Mustafa."

„Der Wasserfall kann dem Wüstenwanderer nicht lieblicher tönen, als diese Worte Deinem Sclaven."

„Führe das Scheusal vor mein Lager."

„Es liegt bereits wohl ausgestreckt auf dem Rücken und ist der Opferung gewärtig."

„Bring' es her, daß ich mit ihm spreche."

„Du wolltest aus Deinem strahlenden Lichte so tief herabsteigen zu einem räudigen Hunde des Abendlandes?"

„Vollzieh' meine Befehle und erwiedere nichts."

Der Kapidschibaschi, der sich schon auf die Häutung gefreut, war sehr betrübt, daß Sultana zuvor mit dem Giaur in Conversation treten wollte.

Mißmuthig kehrte er nach dem Orte zurück, wo der Professor noch unermüdlich fortfuhr, die Schwarzen durch sein kunstreiches Brummen zu amüsiren, um sie zu bewegen, ihm den Knebel aus dem Munde zu nehmen.

„Ich mag so accentuirt brummen wie immer möglich," sprach er zu sich, „dieses Volk versteht mich nicht. Jeder europäische Hund hätte mehr Einsehen, als diese schwarzen Fratzen mit ihren weißen Gebissen. Meine unartikulirten Töne machen ihnen Spaß, das sehe ich; aber daß sie einen Begriff damit verbänden, so hoch erstreckt sich ihre Capacität nicht."

Während der Professor über die geistige Beschränktheit der äthiopischen Race Betrachtungen anstellte, erschien der Kapidschibaschi und ertheilte Befehl, den

Gefesselten loszubinden und ihn von dem Mundknebel zu befreien.

Larossossinier, welcher aus seiner Befreiung schloß, Mustafa habe sein Brummen verstanden, sprach sich lobend über diesen Afrikaner aus.

„Der Kapidschibaschi", sprach er, „scheint noch am wenigsten auf den Kopf gefallen und unter die schwarzen Genies zu gehören."

Die Mohren wurden gleichfalls sehr verstimmt, als sie ihr Opfer, das sie bereits angeschnitten hatten, wieder loskuppeln mußten. Der gefesselte Professor war ihnen durch sein Brummen so lieb geworden, daß sie sich mit Wollust nach dem Momente sehnten, wo sie ihn würden häuten dürfen.

Kaum aber fühlte Larossossinier seine Hände und Füße frei, als er sogleich die empfangenen Wunden untersuchte und sich sehr zufrieden zeigte, wie er die Entdeckung machte, daß die Schwarzen nicht herzhafter zugeschnitten. Seine entzündete Phantasie hatte ihm große klaffende Einschnitte vorgespiegelt.

Nachdem der Professor wieder in Gewänder gehüllt war, wurde er vor die harrende Sultana geführt, in deren wunderschönem Lockenkopfe jetzt die Neugier ihr arges Spiel trieb.

Sie hielt es jedoch unter ihrer Würde, mit dem Scheusal selbst in Conversation zu treten und bediente sich des Kapidschibaschi als Dolmetscher.

Das Verhör lautete ungefähr folgendermaßen:

„Wer sein?"

Larossossinier glaubte seine Antwort ebenfalls im Infinitiv einrichten zu müssen und erwiederte demzufolge: „Mitglied der französischen Akademie sein."

Da Sultana sammt dem Kapidschibaschi in ihrem Leben nichts von einer französischen Akademie gehört

hatten, ließen sie die Sache auf sich beruhen und fuhren in ihrem Examen fort:

„Woher sein?"

„Aus Paris sein."

Der Name Paris, der Mittelpunkt der Mode, schien in Sultana einige dunkele Erinnerungen zu wecken. Sie glaubte jetzt mit dem Infinitiv nicht mehr auszureichen. Deshalb hieß es: „Wie bist Du zu dem Selam gekommen?"

Dem Professor konnte gar nichts erwünschter kommen als diese Frage. Er erklärte sehr bereitwillig, wie ihm der Selam von Herrn Renouard in der Absicht gegeben sei, den Landsmann, welcher durch dringende Dienstgeschäfte abgehalten worden, bei der Sultana diesmal zu erscheinen, gebührendermaßen zu entschuldigen, damit Ihre Hoheit nicht unnöthigerweise zu warten brauche.

„Wenn auch kein Wort von alle dem wahr ist," dachte Larossossinier, „Noth kennt kein Gebot, und um lebend aus dieser Raubhöhle zu kommen, erzähl' ich dem Weibe sonst was."

In der That bewirkten des Professors Geständnisse, daß Sultana in directe Unterredung mit ihm trat. Er log ferner der schönen Frau, die immer mehr Interesse an seinen Aufschlüssen nahm, vor, daß er Herrn Renouard schon als Kind auf den Armen getragen, daß er blos seinetwegen mit nach Aegypten gekommen und Keiner ohne den Andern zu leben vermöchte. Würde auch unter andern Verhältnissen Renouard ihn mit einer so delicaten und discreten Commission, als die Ueberbringung des Selams sei, beehrt haben?"

Sultana faßte jetzt größer Vertrauen für den väterlichen Freund ihres Geliebten. Larossossinier mußte

ihr über die frühern Lebensverhältnisse Camille's erzählen, ob er die Mädchen liebe, ob sein Herz noch frei sei und über ähnliche erotische Angelegenheiten.

Der Professor wußte auf Alles die erwünschteste Auskunft. Er log das Blaue vom Himmel und verhieß, sobald er nach Hause gekommen, seinem Freunde die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Sultana in das preiswürdigste Licht zu stellen.

Die Türkin hörte dies nicht ungern. Sie glaubte sich dafür dankbar bezeigen und dem Professor einige Ergötzlichkeiten bereiten zu müssen. Sie befahl daher, daß ihm Confitüren und Früchte auf silbernen Schalen dargereicht würden.

Larossossinier ließ sich das wohlbehagen. Nach dem strapazirenden Bade und den verschiedenen Todesängsten hatte sich ein fühlbarer Appetit eingestellt. Der Professor aß mit Leib und Seele und theilte dabei der zuhörenden Sultana manche interessante Anekdote aus dem Leben Camille Renouard's mit, die er sich vorher aussann. Er schlug selbst die Pfeife nicht aus, die ihm ein Sclave knieend präsentirte, und ließ, als wäre er zu Hause, die blauen Wolken des köstlichen Kanasters mit vieler Kunst in die Lüfte steigen.

Nachdem er gesättigt, frug ihn Sultana, ob ihm nicht eine Vorstellung der Alme's gefällig sei.

„Du sprichst außerordentlich weise und ganz aus meiner Seele,“ erwiederte der Professor, „schon lange sehnt' ich mich nach einer bessern Art Alme's, als man sie auf den öffentlichen Plätzen von Cairo findet. Gegen diese unsittlichen Geschöpfe sind die Bajaderen Indiens Muster der Schamhaftigkeit. Die besten Alme's, namentlich solche, die in Harems gerufen werden, sollen das Arabische mit seltener Reinheit sprechen.“

Sultana gab einen Wink, welcher den langgeheg-

ten Wunsch Larossossinier's in Erfüllung brachte; denn nicht lange währte es, als drei in lange weiße Schleier gehüllte weibliche Gestalten in den Saal traten. Nach einigen eigenthümlichen, pantomimischen Begrüßungen, bestiegen sie eine Art Thron, der im Hintergrunde des kostbaren Raumes für diesen Zweck errichtet schien. Nur von einer Cymbel und einer Art Guitarre begleitet, trugen sie, mehr nach Art des Recitativs als des eigentlichen Gesanges, einige arabische Dichtungen vor, deren Hauptthema stets die Liebe war.

Der Professor schwamm im siebenten Himmel der Seligkeit. Sein Ohr verschlang Töne und Text. Seine Aufmerksamkeit auf die vorgetragenen Dichtungen war so groß, daß er alle Rücksichten gegen die Sultana aus den Augen verlor, dieselbe keines Blickes mehr würdigte und nur die Alme's im Auge hatte. Die Pfeife war ihm ausgegangen, er bemerkte es nicht. Seine Spannung war so groß, daß ihm der Kapidschibaschi getrost hätte die seidene Schnur um den Hals legen können, er würde nicht darauf geachtet haben.

Nachdem die Alme's ihre Gesänge beendet, stiegen sie von ihrem erhöhten Sitze hernieder und führten pantomimische Tänze auf. Die Geheimnisse der Liebe gaben auch hierzu den Stoff.

So wie der Tanz begann, legten sie den langen Schleier ab. Ein Gewand aus leichter Seide floß bis zu den Sohlen. Dasselbe ward von einem Gürtel gehalten. Ein Hemd, wie aus Flor zusammengehaucht, verbarg nicht neidisch die Schneepracht des Busens. Das reiche, schwarze Haar, zuweilen phantastisch mit rothen Schleifen geschmückt, fiel auf beide Schultern herab.

Im Anfange des Tanzes war die Beweglichkeit

ihrer Körper und ihrer Gesichter voller Anmuth und Lieblichkeit; aber je länger die Tour währte und je höher die Leidenschaft der Pantomime wuchs, desto stürmischer und wilder wurden ihre Stellungen und Windungen. Der Ton der Cimbel, des Tambourins und der Castagnetten regelte ihre Schritte. Nach und nach ging der Tanz in bacchantischen Taumel über und schien an Wahnsinn zu grenzen. Die Alme's gleichen dann rasenden Mänaden und überlassen sich ganz der Zügellosigkeit ihrer Sinne.

Halb todt und fast bewußtlos sanken sie nach vollbrachtem Tanze auf die rings an den Wänden befindlichen Divans, und es bedurfte einer geraumen Zeit, bevor sie sich erholten, um zu einer andern Pantomime zu schreiten.

Der Professor, dem nichts über die philosophische Ruhe ging, konnte sich mit dem rasenden Finale nicht befreunden. Er war mit großer Aufmerksamkeit der Entwickelung der Pantomime gefolgt; allmählich ward ihm aber die Sache zu rasch, daß er nicht nachkommen konnte.

Aber gerade diese wilde Leidenschaftlichkeie behagt sowohl Türken wie Türkinnen. Die Alme's werden in alle Harems gerufen, wo sie den Frauen neue Lieder lehren und ihnen verliebte Geschichten erzählen. Oft weihen sie die Serailbewohnerinnen auch in ihre Kunst ein und lehren ihnen ihre Tänze. Die Osmanen, obschon Feinde aller Künste und Wissenschaften, hören gleichwohl diesen ägyptischen Mädchen oft ganze Nächte zu.

Wie gesagt, Larossossinier fühlte sich von dem Declamatorium weit mehr angesprochen, als von den wirbelnden Tänzen, während Sultana, im holden dolce far niente auf ihrem Rosenplatze ruhend, am letzteren

mehr Gefallen fand. Sie schaute mit halb geschlossenen Augen träumerisch den wilden Verschlingungen und phantastischen Stellungen zu und schien den Sinn des südlich-glühenden Tanzes wohl zu verstehen.

Der Kapidschibaschi, so wie seine schwarzen Collegen, befanden sich trotz der Anwesenheit der schönen Alme's in miserabler Stimmung. Ihr Verstand stand ihnen sämmtlich still; denn daß der Professor, den sie wegen seiner höchst originellen Widerspenstigkeit und wegen seiner verzweiflungsvollen Capriolen gar zu gern die Haut abgezogen und geröstet hätten, so urplötzlich die Gunst der gestrengen Sultana erworben, überstieg ihr Begriffsvermögen.

Die Alme's, die in ihren dünnen Gewändern auf den Divans umher in malerischen Stellungen gruppirt ruhten, erholten sich nach und nach und erhielten Lebendigkeit. Sultana ließ Erfrischungen an sie verabreichen und Larossossinier benutzte diese Zeit, um Näheres über diese oder jene arabischen Dichtungen einzuziehen.

Bei dieser Unterhaltung fühlte sich jedoch der Professor von der Ignoranz der schönen Märchenerzählerinnen sehr unangenehm berührt. Er erkundigte sich bei ihnen nach diesem und jenem in der Gelehrten-Welt hochgeachteten arabischen Dichter. Die Mädchen aber blickten mit ihren Gazellenaugen verwundert zu dem abendländischen Examinator auf. Von allen diesen von Larossossinier hochgerühmten Sängern wußten sie kein Wort.

„Aber, meine Damen,“ sprach der Professor, der sich vorkam, als habe er Pariser Studenten vor sich, ziemlich ungehalten, „Sie haben da so schöne Dichtungen vorgetragen und wissen von den Verfassern nichts; das ist kaum zu entschuldigen. Sind Ihnen

denn gar keine arabischen Ausgaben dieser Dichter zu Gesicht gekommen?"

Die Mädchen schüttelten abermals.

Larossossinier gerieth immermehr in Eifer.

„Ich will aber doch wohl hoffen, daß Sie lesen können?"

Abermaliges Schütteln.

„Mein Gott," seufzte das Mitglied der Pariser Akademie, „welche vernachlässigte Erziehung! Wo haben Sie nur die schönen Verse her, wenn Sie Ihre eigenen Dichter nicht einmal in der Ursprache zu lesen vermögen?"

„Von unsern Müttern."

„Ganz schön; aber Ihre werthen Frauen Mütter?"

„Von ihren Müttern."

„So! Sollte man aber nicht einmal auf eine Muttergeneration stoßen, die in den Elementen, namentlich was das Lesen anbelangt, besser zu Hause gewesen, als ihre respective Nachkommenschaft?"

„Bei uns liest keine Frau."

„Gerechter Himmel," sprach der Professor, „wie lange wird es da Zeit haben, bevor mein Werk, „über die Emancipation der Frauen im Morgenlande," das faßlich und hauptsächlich zur Selbstlectüre der hiesigen Damen geschrieben ist, Eingang finden und Segen verbreiten wird!"

Die Alme's, nachdem sie vollkommen ausgeruht und sich erfrischt hatten, begannen einen neuen Tanz, der an Ueppigkeit und gegen den Schluß hin, was die bacchantische Ausgelassenheit anbelangte, den frühern nicht nachstand. Die halbentblößten Tänzerinnen kamen dabei dem nach orientalischer Weise mit untergeschlagenen Beinen auf einem Kissen gelagerten Professor zuweilen so nahe, daß er sich unwillkürlich hal-

ben Leibes zurückbeugen mußte, um nicht über den Haufen gerissen zu werden, was bei seiner unbequemen und ungewohnten Lage nicht viel bedurft hätte.

„Das geht her, wie auf einer deutschen Bauernkirmes," sprach er zu sich, „man ist seines Lebens nicht sicher. Nein, da lobe ich mir doch ein solides Ballet voll Anstand und Grazie."

Der Tanz brachte es mit sich, daß zwei Tänzerinnen, um dem Professor, als männlichem Hauptzuschauer, wahrscheinlich einen handgreiflichen Beweis von der Leidenschaftlichkeit ihrer Pantomime beizubringen, auf ihn zueilten und so herzhaft in ihre Marmorarme und an ihre wogenden Busen preßten, daß er schier zu ersticken vermeinte.

„O, o! meine Damen," stammelte er, „wollen Sie sich in Ihren schätzbaren Embrassements nicht ein wenig moderiren? Ich leide ohnedies an Brustbeklemmung!"

Die zwei Alme's, von denen keine der andern den Professor zu gönnen schien, so brachte es die Pantomime mit sich, würgten unverdrossen; gleichsam als wollten sie den fingirten Gegenstand ihrer Zärtlichkeit in Stücken reißen.

„Um Gotteswillen," stöhnte der so gewaltsam Umhalste, „lassen Sie los! Eine solche Leidenschaft bringt den Menschen um!"

Der Professor dankte allen Heiligen, als die angreifende Tour vorüber war, in welcher er den Gegenstand rasender Zärtlichkeit abgeben mußte. Er trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

„Hier ist doch Alles durch und durch türkisch," sprach er; „erst den Selam, alsdann das Bad, dann die feenhaften Decorationen aus tausend und einer Nacht, dann die schöne Sultanin, dann Blut und Graus.

Erst wollten sie mich schinden, nun umtanzen sie mich wieder und drücken mir die Seele aus dem Leibe."

Die Pantomime hatte ihren Höhepunkt erreicht. Wild schrie die Cymbel, lärmte das Tambourin, klapperten die Castagnetten; selbst Sultana hatte sich auf ihrem Lager emporgerichtet und schien mit Spannung der Entwickelung entgegen zu schauen, als eine Entwickelung eintrat, die Niemand erwartet hatte und die sehr tragisch genannt werden mußte.

Plötzlich erschien, langsam und geisterhaft, eine hohe, in einen braunen Beduinenmantel gehüllte Gestalt im Saale, die eine Zeitlang unbemerkt, da Aller Augen auf den Tanz der Alme's gerichtet waren, am Eingange stehen blieb. Den weiten Mantel bis über's Gesicht geschlagen, schauten nur zwei dunkle Augen wetterleuchtend auf die nächtliche Orgie, so wie auf die ruhende Sultana. Hinter der Gestalt standen zwei schwarze Fratzen, die bald sich, bald das Schauspiel, das vor ihnen aufgeführt ward, unheimlich angrinzten.

Toll kreischten die Instrumente, bacchantisch rasten die Alme's. Ueppige Stellungen, kunstreiche Windungen. Das wunderschöne, von dunkeln Locken reich umwallte Haupt der Sultanin ruhte auf dem Alabasterarme, und ihre sonnenhaften Augen weilten wohlgefällig auf den biegsamen Formen der Alme's, als die Gestalt im braunen Beduinenmantel die Hand rückwärts streckte. Der dahinter stehende Mohr bot ein gespanntes Pistol dar.

Plötzlich krachte ein Schuß durch den Freudenhimmel. Die Sultana wand sich im Todeskampfe. Blut überströmte das Rosenlager. Das tödtende Blei war der wunderschönen Frau mitten durch's Herz gegangen.

Mit dem Rufe „Abdullah!“ entfloh das Leben der reizenden Hülle.

Wie vom Blitz getroffen, stürzte die Pantomime auseinander.

Jetzt fiel der Mantel von den Schultern der hohen Gestalt, und in reicher Mamelukentracht schritt wie ein Engel des Gerichts der Bey Abdullah, der heimlich nach Cairo zurückgekehrt und gerade zur unglücklichsten Stunde in seinem Palast eingetroffen war, langsam daher.

Der Professor, der Anfangs in dem Wahne stand, der Schuß und die allgemeine Flucht gehöre zur Entwickelung des Stücks, fand die Sache etwas zu bizarr.

„In unserm Ballet,“ sprach er für sich, „kommen zuweilen ähnliche Coups und Schlußdecorationen vor; aber solch complettes Durcheinander ist mir noch nicht vorgekommen.“

„Besetzt alle Thüren!“ sprach Abdullah im Gebietertone; „alles Leben, das in diesem Saale verbrecherisch geathmet, werde vertilgt!“

Der Kapidschibaschi und seine schwarzen Gehilfen, als sie dies strenge Gebot vernahmen, stürzten dem unerwartet angelangten Gebieter zu Füßen und flehten um ihr Leben. Dasselbe thaten die Alme's, als sie sahen, daß jeder Weg zur Flucht versperrt war.

Die Verwunderung Larossossinier's erreichte einen noch höhern Grad, als er diese neue Scene erschaute.

„Nun mengt sich auch der Kapidschibaschi in die Pantomime,“ sprach er; „der Mann ist nicht ohne Talent, wie ich bemerke, er spielt mit Ausdruck und Gefühl.“

Leider hatte Mustafa alle Ursache, so ergreifend wie möglich seine bittende Rolle durchzuführen; aber es half ihm nichts.

„Verräther,“ sprach Abdullah, „bist Du also meinem Gebote nachgekommen und hast nicht besser Haus gehalten?“

Bevor noch der Kapidschibaschi ein Wort der Entschuldigung vorzubringen vermochte, streckte ein zweiter Schuß ihn zu Boden.

Unterdeß hatte sich der Hintergrund mit Mohren angefüllt, die sämmtlich des Winks ihres Gebieters gewärtig.

„Die Weiber werden gesäckt, die Sclaven erdrosselt,“ gebot der gestrenge Hausherr, „auf, vollstreckt meine Befehle!“

Jetzt begann unstreitig das schauerlichste Finale, das je eine Pantomime genommen hat. Wie die Teufel am Tage des jüngsten Gerichts nach den armen Seelen haschen, so stürzten die Mohren auf die unglücklichen Schlachtopfer. Die Erdrosselung der Männer ging ohne große Schwierigkeiten von Statten; aber die Mädchen sträubten sich entsetzlich und wollten sich durchaus nicht in die Säcke schieben lassen. Sie erhoben ein ohrenzerreißendes Zetergeschrei.

Jetzt ward die Sache dem Professor doch außerm Spaße, und er hielt es an der Zeit, sich von seinem Kissen aus seiner orientalischen Stellung zu erheben. Es ward ihm dies nicht ganz leicht und kostete einige Zeit, bevor er wieder auf seine zwei Beine zu stehen kam.

„Ich will nicht hoffen,“ sprach er zähneklappernd, „daß der Herr Gemahl unberufenerweise zurückgekehrt ist. Ich denke, der treibt sich mit Murad-Bey in Oberägypten herum. Aber wie das hier zugeht, muß ich das Schlimmste befürchten. Mein Himmel, kaum bin ich von der Frau Sultana, die mir die Haut

abziehen lassen wollte, zu Gnaden angenommen, führt ein böser Geist den Herrn Gemahl zurück."

Der geängstete Larossossinier sollte sich diesmal nicht getäuscht haben. Abdullah kam mit grimmigem Gesicht gerade auf den Professor zu.

„Diesen Giaur hier," rief er, „behalte ich mir für eine besondere Qual vor. Er soll in Oel gesotten werden."

Der Professor schauderte: „In Oel gesotten! ein Tod, der im civilisirten Abendlande gar nicht mehr gebräuchlich ist!"

„Und zwar bei langsamem Feuer!" gebot der erzürnte Gebieter.

„Bei langsamem Feuer, heilige Genoveva!"

„Und an solch einem dürrbeinigen Schufte Gefallen zu finden!" fuhr Abdullah ingrimmig fort; „wo hat die Frau die Augen gehabt?"

„Gott sei Dank, er wird grob," sprach der kreideweiße Larossossinier, „vielleicht, daß dabei einiger Ingrimm fortgeht."

„An solch einer Mißgeburt Gefallen zu finden!" wiederholte der Mamelukenbey.

„Wenn man dem Manne nur beibringen könnte," sprach der Professor für sich, „daß die Frau Sultana an meinem allerdings armseligen Leichnam nicht den geringsten Gefallen gefunden, vielleicht würde das seine Wuth mindern. Aber dieser ira inflammatus läßt mich nicht zu Worte kommen."

Gleichwohl wollte er einen Versuch wagen, Herrn Abdullah über das Verhältniß, in welchem er zu der Frau Gemahlin gestanden, einigen Aufschluß zu ertheilen. Er begann daher den zornigen Mameluken in einer außerordentlich hochtrabenden Apostrophe

anzureden, um seine Aufregung zu beschwichtigen. Abdullah ließ ihn nicht ausreden.

„Schweig, Abschaum der Menschheit!“ rief der Bey und fuhr zornig dem in neue Trübsal gerathenen Professor in die Haare.

Seine Hand aber behielt die Perrücke Larossossinier's zwischen den Fingern. Dies war ein Umstand, der selbst dem ernsten und grimmigen Türken ein Lachen abzwang und zu des Professors Rettung viel beitrug. Denn als sich Abdullah die räthselhafte Gestalt näher in Augenschein nahm und den Kopf seines vermeintlichen Nebenbuhlers näher betrachtete, erkannte er in Letzterm den menschenfreundlichen Giaur, welcher ihn von den in der Pyramidenschlacht erhaltenen Wunden vollkommen hergestellt und dadurch seine Flucht erleichtert hatte. Abdullah lag nach der genannten Schlacht schwer verwundet in dem Hause, in welchem Larossossinier nach seiner Ankunft in Cairo wohnte. Der Professor nahm sich des Verwundeten menschenfreundlich an und pflegte und heilte ihn mit seltener Unermüdlichkeit. Diese gute That fand jetzt ihre Belohnung.

„Beim Propheten!“ rief Abdullah, „bist Du nicht der Franke, der mir wohlthat im Hause des Ismael?“

„Es kommt mir auch so vor,“ erwiederte Larossossinier, frischen Athem und Muth schöpfend, „Dein Prophet hat das so eingerichtet, daß wir uns hier treffen.“

„Ich habe Dich aber als edlen Mann kennen lernen,“ fuhr Abdullah fort, „und gleichwohl wolltest Du mein Weib verführen?“

„Ich Dein Weib verführen?“ erwiederte das Mitglied der Pariser Akademie, indem es bemüht war,

die Perrücke wieder auf den Kahlkopf zu stülpen, „das ist mir ja nicht entfernt in den Sinn gekommen."

„Erkläre Dich deutlicher, wie kommst Du hierher, wie konntest Du wagen, in den Harem eines Muselmannes frevelnd einzudringen?"

Der Professor erklärte sich deutlicher und blieb der Wahrheit ziemlich treu, denn er dachte, der gerade Weg ist der beste.

Während Larossossinier erzählte, hatte sich das Gesicht des Türken wieder sehr verfinstert.

„Du hast Dir ein schweres Verbrechen zu Schulden kommen lassen," sprach Letzterer, „und bist nach unsern Gebräuchen dem qualvollsten Tode verfallen."

Dem Professor ward bei diesen Worten nicht wohl zu Muthe. Er bereute jetzt, dem eifersüchtigen Ehemann nicht lieber eine Nase aufgeheftet zu haben. Abdullah fuhr nach einiger Ueberlegung fort:

„In Betracht Deiner Verdienste gegen mich, soll Dir der qualvolle Tod erlassen sein; wähle einen sanften. Meine Gnade ist groß gegen Dich."

„Sie würde noch größer sein, erlauchter Abdullah, wenn Du mich mit dem Tode gänzlich verschonen wolltest. Ich kenne keine sanfte Todesart, eine jede ist mir qualvoll."

Der Türke versank wieder in Nachdenken.

„Meine Gnade gegen Dich kennt keine Grenzen," sprach er endlich, „das Leben soll Dir geschenkt sein."

„Höchst edel und brav gesprochen, erlauchter Abdullah."

„Aber gebrandmarkt sollst Du werden, damit Du für immer gewarnt bist, einen Harem zu betreten. Man wird Dir an neun verschiedenen Theilen Deines Körpers vermittelst eines glühenden Eisens einen schwarzen Krebs einbrennen."

Der Professor schauderte.

„Aber bedenke, erlauchter Abdullah, da werde ich zum Tiger, und mein künftig Dasein gereicht meinen Mitmenschen zum Entsetzen. Man wird meine Nähe fliehen, als wäre ich ein Pestkranker.“

Abdullah zuckte die Achseln.

„So dürfte Dir wahrscheinlich eine sanfte Erdrosselung lieber sein. Du hast die Wahl.“

„Ich hab' Dir gesagt, daß ich mir eine Erdrosselung einmal schlechterdings nicht sanft vorstellen kann.“

„Es käme auf einen Versuch an.“

„Nein, lassen wir einen solchen. Strenge, erlauchter Abdullah, Deine geistigen Organe nochmals an und erdenke mir eine mildere Strafe, wenn ich einmal nicht ganz heiler Haut davon kommen soll.“

Der Türke dachte von Neuem nach. Nach einer geraumen Zeit, während welcher die Blicke des Professors ihm aufmerksam folgten, wendet sich Abdullah wieder zu Larossossinier.

„Meine Gnade für Dich übersteigt alle Grenzen; der Prophet möge mir vergeben, wie zärtlich ich mit einem Ungläubigen verfahre. Du sollst mit der gelindesten Strafe davon kommen, die das Serail kennt.“

„Erlauchter Abdullah, worin besteht dieselbe?“

„Man wird Dir mit einem scharfen Instrumente Ohrlöcher stechen und in die Oeffnungen Schellen befestigen. Das, wie gesagt, ist die gelindeste Strafe. Widerstrebe ihr nicht mit thörichtem Eigensinn, sonst könnte meine gewohnte Heftigkeit siegen, und Du wärest verloren. Empfange im Gegentheil mit Dank die hohe Gnade, die Dir zu Theil worden.“

Mit diesen Worten winkte Abdullah einigen Sclaven, welche mit einer Art Schuhmacherahle herbeieilten, die beiden Ohrläppchen des Professors kunstgerecht

durchstachen, durch die Oeffnungen metallene Stifte zogen und an deren Enden Schellen von ziemlichem Umfange lötheten, so daß das Mitglied der Academie an jedem Ohre zwei große Schellen trug.

Der Professor zog während der etwas schmerzhaften Operation die abschreckendsten Gesichter; doch vermochte er keinen Laut von sich zu geben, da ihm der Mund verstopft war.

Nach vollbrachter Procedur, die mit ziemlicher Schnelle vor sich gegangen war, wurden dem Bestraften die europäischen Kleider angezogen, welches Geschäft den Schwarzen weniger von der Hand ging. Hierauf zog man dem Professor einen wollenen Beutel über den Kopf, welcher dem Mitgliede der Akademie mit Einem Male vier Sinne raubte. In dem dicken wollenen Beutel war weder etwas zu sehen, zu hören, noch zu riechen oder zu schmecken. Nur das allgemeine Gefühl war dem Incorporirten geblieben, und das besagte ihm, daß zwei Menschen ihn unter den Arm nahmen und fortführten.

Diese im vollsten Sinne des Wortes sinnlose Reise gehörte nicht unter die angenehmsten. Larossossinier, dessen Philosophie, von vier Sinnen unbehelligt, wieder mit aller Macht erwachte, lebte noch immer in großer Besorgniß, was aus ihm werden möchte.

Die Wanderung wollte kein Ende nehmen. Er ergriff wiederholt Gelegenheit, sich mit seinen beiden Führern in Unterredung zu setzen; aber die wollene Mütze, die straff über den Mund gezogen war, ließ es nicht dazu kommen.

Da ihm Sprache und Aussicht benommen war, legte er sich auf's Geruchsorgan. Dieses besagte ihm nach einer geraumen Wanderung, daß die Luft frischer werde.

„Ich hoffe jetzt", sprach er zu sich, „die Höhle des Löwen im Rücken zu haben und begreife nicht, warum sich die beiden Stummen noch länger mit mir incommodiren. Mir ist in meiner purpurnen Finsterniß Alles wie ein Traum. Ich bin überzeugt, daß, so lange eine französische Akademie besteht, noch nie eins ihrer Mitglieder ein solch' außerordentliches Abenteuer erlebt hat, wie ich. In dieser Hinsicht steh' ich einzig da. Sitz' ich nur wieder hinter'm Schreibtische, soll mir das Erstaunen der gesammten gelehrten Welt meine stundenlange Todesangst reichlich bezahlt machen."

„Ich will nicht hoffen," fuhr er nach einer Pause fort, „daß meine stockfischartigen Begleiter einen Schabernack mit mir vor haben. Ich dächte, man könnte einmal genug haben."

Der Professor versuchte jetzt, ob es keine Möglichkeit sei, die Arme aus der zärtlichen Umschlingung der beiden Unbekannten zu befreien. Er fing mit dem rechten an, wurde aber sogleich dermaßen umklammert, daß er einen anderweitigen Versuch aufgab.

„Der Himmel mag wissen, wo mich dieses Volk hinführt," meinte Larossossinier; „nach meiner Berechnung müssen wir Cairo längst im Rücken haben. Es ist mir unbegreiflich, daß uns auf unsrer Wanderung keine befreundete Patrouille begegnet ist."

Die beiden stummen Begleiter schienen endlich am Ort ihrer Bestimmung angelangt zu sein. Sie machten plötzlich Halt, und dem lauschenden Ohre des Professors kam es vor, als wenn man mit einem Grabscheite eine Grube in den Sand grübe.

Seine Philosophie gab sich bei dieser Wahrnehmung den ausschweifendsten Hypothesen hin. Er befürchtete, man wolle ihn lebendig begraben.

„Das hätte noch gefehlt," sprach er zagend zu

sich, „daß nach Ueberstehung der auserlesensten Gefahren mir die entsetzlichste von allen Todesarten zu Theil würde. Schon in meiner Jugend hat mir das Lebendigbegraben für das non plus ultra alles Schrecklichen gegolten."

Je länger Larossossinier dem Geschäfte der beiden Schanzgräber lauschte, desto größer ward sein Verdacht. Er versuchte daher um Hülfe zu rufen, aber die wollene Wand vor seinem Munde ließ keinen Laut hindurch. Plötzlich fühlte er seine Füße mit einem Riemen umschnallt und seine Hände auf den Rücken gebunden.

„Das scheint Alles Privatvergnügen der Schwarzen zu sein," meinte der Professor; „ich glaube nicht, daß dies Verfahren in der Absicht Abdullah's gelegen, der mir freundlich gesinnt war. Nur begreife ich nicht, warum sich dieses entmenschte Paar so viel Mühe gibt. Es müßte reine Mordlust sein, die man im Morgenlande leider bei'm gemeinen Volke sehr häufig findet."

Ehe noch Larossossinier weiter zu philosophiren vermochte, ergriff man ihn und steckte ihn, trotz seiner angestrengtesten Widerspenstigkeit, in eine fünf Fuß tiefe Höhle, welche man zuvor in den Sand gegraben hatte. Er kam senkrecht auf seine Füße zu stehen. Das Grab ging ihm nur bis an den Hals.

„Ich glaube," sprach er, diese Unholde wollen mich à la Till Eulenspiegel begraben, der im Grabe steht, anstatt zu liegen."

Da der Professor an Händen und Füßen gefesselt war, und im Nothfall nicht einmal beißen konnte, so galt er als ein vollkommen willenloses Individuum und war mehr ein bloßer Körper, eine Sache, als eine Person.

Die unmenschlichen Diener des Bey's Abdullah rammten den bis an den Kopf Eingegrabenen wie einen Pfahl fest, indem sie mit ihren Füßen die Erde rings um Kehle und Hals des Professors fest traten. Hierauf zogen sie den wollenen Beutel von dem aus der Erde hervorragenden Kopfe, liefen einigemal wie närrisch um das lebendige Haupt und verschwanden lachend und wiehernd aus dem Gesichtskreise Larossossinier's.

Letzterer hatte jetzt einen Begriff, was ein Wiesel oder eine Schildkröte für eine Aussicht habe. Sein Horizont reichte keine hundert Schritt weit. Auch existirte für ihn nur ein halber Gesichtskreis. Denn da er den Kopf nicht wie einen Kreisel herumdrehen konnte, so wußte er schlechterdings nicht, was hinter ihm vorging. Die von dem Beutel befreiten und dem Erdboden sehr nahe gebrachten Ohren vernahmen deutlich, wie die barbarische Dienerschaft Abdullah's die Flucht ergriff und wie die Schritte der Davoneilenden immer entfernter klangen.

Nachdem sie verhallt waren, trat eine Todtenstille ein, so daß der Kopf, denn ein solcher existirte vor der Hand von Seiten des Professors nur auf Erden, vollkommen Muße zum Philosophiren fand.

„Wenn ich nur vor allen Dingen wissen sollte, wo ich eigentlich eingescharrt bin," sprach Larossossinier. „Wenn die Gegend hier herum unbewohnt sein sollte, bin ich schlimmer daran, als wäre ich ordentlich begraben. Ich sehe dann den Tod mit offenen Augen vor mir. Jedem unvernünftigen Thiere steht es frei, mich anzufressen; ich muß mir's gefallen lassen, und kann höchstens mit meinen vier Ohrglocken läuten."

Der Professor, so weit er die Gegend zu über=schauen vermochte, sah nichts als Sand.

„Ich glaube," sprach er, „die Ungeheuer haben mich in die Wüste geschleppt. Da bin ich allerdings verloren; denn da wird es nicht lange dauern, und es kommt ein Löwe und fraſ't mich ab."

Larossossinier machte die verzweifeltste Anstrengung, ob er nicht die Arme frei bekommen könnte. Zugleich schrie und läutete er aus Leibeskräften.

Alles vergebens. Erstens waren die Arme fest an einander gebunden, ferner blieb Alles ringsum todtenstill. Man konnte ein Sandkorn fallen hören.

Der Eingegrabene gab sich den traurigsten und niederschlagendsten Betrachtungen hin. Seine dermalige Situation war unstreitig die gefährlichste unter allen, in die er durch die Ueberbringung des Selams gerathen war.

Es würde zu weit führen, dem Beklagenswerthen in seinen düstern Phantasien zu folgen. Wir überlassen ihn vor der Hand seinem traurigen Geschick und suchen in Erfahrung zu bringen, was sich außerdem Bemerkenswerthes in Aegypten zu dieser Zeit zugetragen.

Ende des zweiten Theiles.

Druck von W. Steinmüller in Düben.